ARMEE Rundschau

Magazin des Soldaten

HEFT 4 • APRIL 1969 • PREIS 1 MARK

Illustration: Harri Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

Es ist die Stunde nach Mitternacht. Die Schwüle des heißen Tages ist endlich gewichen. Ein frisches Lüftchen weht von den nahen Bergen. Soldat H. geht seine zweite Runde im Panzerpark. Der kurze Schlaf in der warmen Wachstube liegt ihm noch in den Gliedern. Er fröstelt, und das im Sommer. Die Nacht ist dunkel. Nur die Bogenlampen der Objektbeleuchtung werfen ihre grellen Lichtkegel. Licht und Schatten sind die einzigen Abwechslungen auf seinem Postenweg.

Da, was ist das? Stöhnt da nicht jemand? H. ist sofort hellwach. Wieder das gleiche Stöhnen, lauter als zuvor. Dazu schnauft es auch noch, als würde jemand schwer heben. Dann ist Ruhe. Soldat H. ist in den nächsten Schatten gesprungen. Geduckt beobachtet er den Park. Seine Blicke tasten die Panzerhallen ab. Plötzlich stutzt er. Dort vor ihm an der Halle 5 kauert jemand, nur in seinen Umrissen, als Schatten erkennbar. 40 oder 50 Meter trennen den Posten von der Halle. Wieder schnauft es. Jetzt handelt Soldat H. „Aufstehen, Hände hoch!“ Er erschrickt vor seiner lauten Stimme. Sein Ruf hallt durch den ganzen Park. Aber der Schatten regt sich nicht, im Gegenteil, wieder röchelt und stöhnt es. H. ruft noch einmal, doch es tut sich wiederum nichts. Da entsichert Soldat H. seine Waffe und gibt einen Signalschuß ab. Als sich der Schuß an den Wänden bricht, stürzt der Wachhabende mit drei weiteren Soldaten aus der Wachstube. Schnell und geduckt laufen sie zum Zaun, zum Soldaten H.

Aufgeregt zeigt dieser zur Halle 5. „Dort, der Schatten, da will einer rein!“

Der Feldwebel hört nun auch das Röcheln und ahnt seinerseits Schlimmstes.

„Los, nehmen Sie noch einen Mann, und laufen Sie hin!“

Zögernd steht H. auf. Vorsichtig nähern sich die beiden der Halle, während der Wachhabende mit den anderen sichert.

Da sehen sie, wie H. plötzlich die Arme nach oben reißt und taumelt. Sie springen auf, wollen helfen – doch das Bild, das sich ihnen bietet, läßt sie nicht dazu kommen, so müssen sie lachen.

H. steht klitschnaß neben einem Hydranten, der einen starken Strahl Wasser von sich gibt. Der Hydrant war der „Röchler“ gewesen.

Am Tage, nach dem Waschen der Fahrzeuge, muß er wohl etwas verschmutzt und dadurch nicht vollständig geschlossen worden sein. Durch den in den Nachtstunden zunehmenden Wasserdruck war Luft und etwas Wasser entwichen; das brachte jene Geräusche hervor.

Ausgerechnet in dem Moment, da Soldat H. den vermeintlichen Eindringling festnehmen will, ist der Druck wieder so stark, daß er die Verunreinigungen wegspült, und daß das Wasser herausspritzen kann.

Der Kampf mit dem röchelnden Schatten – beinahe der Titel für einen Fernseh-Krimi.

Daß Soldat H. in den nächsten Tagen für Spott nicht zu sorgen brauchte, versteht sich von selbst.

Raubeg

POSTSACK

Eine Schule denkt an „ihre" Soldaten

Seit einigen Jahren betreuen die Schüler und GST-Mitglieder der Gewerblichen Berufsschule Köthen in vielfältiger Weise NVA-Angehörige. 1966 gingen 42, ein Jahr später 103 und 1968 sogar 152 Weihnachtspäckchen an ehemalige Lehrlinge unserer Schule auf die Reise in die Einheiten der Armee. Sicher ist es vielen Soldaten nicht bekannt, daß die Lehrlinge, die diese Päckchen zurechtmachen, ausschließlich ihr Taschengeld dafür zusammenlegen. Zum Geburtstag der NVA werden Hunderte von Glückwunschkarten, versehen mit lieben Grüßen der Klassen, Lernaktive und Lehrer, an „unsere" Soldaten verschickt. Zwischen diesen beiden Aktionen läuft seit 1968 eine dritte. 50 ausführliche Briefe informieren die aktiven GST-Mitglieder der Schule, die jetzt in den bewaffneten Kräften dienen, über das Leben an ihrer ehemaligen Wirkungsstätte. Die Soldaten sind über diese Verbindungen sehr erfreut. Die Stärke unserer sozialistischen Gesellschaft liegt im Miteinander und Füreinander. An dieser Schule ist sie sichtbarer Ausdruck der Erziehungsarbeit geworden.

Werner Michaelis, Köthen

Wenn es knallt

Oft schon habe ich meine Kollegen, die in der Armee dienten, gefragt, aber keiner konnte mir über das Funktionieren eines Schalldämpfers bei Handfeuerwaffen Auskunft geben. Wenn Sie mir in drei, vier Sätzen darüber schreiben würden, wäre ich Ihnen sehr dankbar.

Martin Schreiber, Zeithain

Technisch gesehen handelt es sich eigentlich um einen Knalldämpfer. Ursache des Knalls ist der plötzlich freiwerdende Druck der Pulvergase bei der Abgabe des Schusses. Eine Dämpfung ist möglich, wenn die Gase diese Spannung allmählich verlieren. Das geschieht, indem man den Weg der Gase zur freien Luft in einem Behälter mit vielen Windungen (dem Knalldämpfer) verlängert. Die Schalldämpfung durch die Auspufftöpfe bei den Kfz. ist ein ähnliches Beispiel aus der täglichen Praxis.

Aufgabenverteilung

Warum besitzt die Volksmarine nicht solche modernen Raketenzerstörer wie die sowjetische Flotte?

Norbert Ritzau, Waltershausen

Alle taktischen und strategischen militärischen Aufgaben in der Ostsee sind zwischen der sowjetischen Rotbannerflotte, der polnischen Seekriegsflotte und der Volksmarine der DDR aufgeteilt worden. Bei den gemeinsamen Verteidigungsmaßnahmen ist es nicht erforderlich, jedes Land mit allen Schiffsklassen auszustatten.

Damit es ein dickes Buch werde

Wir bitten die ehemaligen Angehörigen des Bootes „Albin Köbis", uns Episoden aus ihrer Dienstzeit zu übermitteln. Die Geschichten sind für unsere Bootschronik vorgesehen.

Matrose Detlef Capeck,
2364 Bug,
Postschließfach 4665/II

Reifegrad

Ich möchte die Offiziersschule der Landstreitkräfte besuchen. Habe ich nach einem erfolgreich abgelegten Offiziersexamen die Hochschulreife erreicht?

H. Scholz, Görlitz

Ja.

Höchster Generalsrang

„Generalissimus" – was ist das für ein Titel?

Wilfried Nowsky, Rostock

Das ist ein seit dem 16. Jahrhundert in manchen Armeen verliehener Titel für den Obersten Befehlshaber aller Streitkräfte.

Medizinische Einwände

Zu einem Foto bei den „Kalten Künsten" (Heft 1): Der Soldat sollte nicht so viele Blicke zur Bluse seiner netten Blondine werfen, sondern ihr lieber helfen, wieder den Mantel anzuziehen. Anderenfalls meldet sich bald ein böser Bronchialkatarrh, und dann ist's vorbei mit dem (Schnee-) Männchenbauen.

Schwester Dorothea Kalleit, Dresden

Nichts für Stubenhocker

Ein Kumpel, z. Z. Soldat, schrieb uns über eine vierstündige Härteausbildung. Alle Achtung

vor den dort gezeigten Leistungen. Da einige Kollegen aber Zweifel hegen, bitte ich die AR um Auskunft.

Dieter Arlstädt,
Schwarze Pumpe

Ihr Kumpel wird Ihnen bestimmt schon reinen Wein eingeschenkt haben. Regelmäßig und systematisch werden unsere Soldaten hart ausgebildet. In jedem Halbjahr erfolgt in allen Kompanien eine spezielle Härteüberprüfung. Sie umfaßt eine Stunde Kreistraining, einen 1 000-m-Lauf, einen 15-km-Eilmarsch, bei dem 6 km mit aufgesetzter Schutzmaske zurückzulegen sind, und die kollektive Uberwindung der 400-m-Sturmbahn. Ohne größere Pause werden diese Disziplinen in vier aufeinanderfolgenden Stunden absolviert. An Stelle der genannten Ubungen haben verschiedene Waffengattungen für sie typische Handlungsweisen in das Härtetraining aufgenommen. Auf alle Fälle: Es lohnt sich immer, auch schon vor dem Wehrdienst regelmäßig Sport zu treiben.

Eine Perle wird gesucht

Ich suche einen ehemaligen Kameraden von der Offiziersschule Plauen. Er heißt Wolfgang Perle und ist jetzt Unterleutnant bei den Grenztruppen.

Gunter Richter,
90 Karl-Marx-Stadt,
Helbersdorfer Str. 101

Kommt allen Kindern zugute

Ich bin Mutter eines unehelichen Kindes. Sein Vater wird demnächst zum Wehrdienst eingezogen. Erhalte ich für das Kind eine Unterstützung?

Marlies Unterborn, Dessau

Alle leiblichen, an Kindes Statt angenommenen oder Pflegekinder eines Wehrpflichtigen im Grundwehrdienst sind unterhaltsberechtigt. Auch Sie erhalten demnach einen monatlichen Betrag von 40,– Mark.

Guten Eindruck hinterlassen

Als ich in Berlin die Wache Unter den Linden aufziehen sah, da habe ich mir so gedacht, das ist eine Armee, die sich vor allen Ausländern sehen lassen kann. Ich freue mich immer, wenn ich unsere Jungs in ihren Uniformen sehe und bewundere die Disziplin in der Truppe.

Ernst Faatz, Förderstedt

Doppelt gemoppelt

Leider habe ich schon einige Ausgaben der AR in der Hand gehabt, die doppelte Seiten aufwiesen. Dafür fehlten andere Seiten. Gebt doch bitte der Druckerei den Befehl: „Achtung! Spare mit jedem Gramm, jeder Minute, jedem Pfennig!"

Hauptmann d. R. Richter,
Wilthen

Vergebliches Bemühen

Wieviel Geld verschleudern die USA in ihrem schmutzigen Vietnamkrieg?

Gefreiter Mannsheim,
Potsdam

25 bis 30 Milliarden Dollar geben gegenwärtig die nordamerikanischen Imperialisten je Jahr dafür aus.

Stoßseufzer

Im Januar-Heft erschien „Mit der Waffe in der Loipe". Was da die Armeesportgemeinschaft Marienberg so alles unternimmt, um den Freizeitsport anzukurbeln, verdient Anerkennung. Wenn es doch schon überall so wäre ...

Soldat Kalbert, Torgelow

Besonderes Kennzeichen

Gehört das Barett noch zur Ausrüstung der Fallschirmjäger, und wird es auch zur Ausgangsuniform getragen?

Bernd Heller, Berlin

Ja. Außer im Winter wird die Baskenmütze zu allen Uniformarten getragen.

Quergestreiftes

Schon mehrfach sah ich Soldaten der NVA mit einem schmalen oder breiten grünen Streifen auf den Schulterklappen. Was haben sie zu bedeuten?

Alexander Döbler, Berlin

Sie sind entweder einem Unteroffiziersschüler oder einem Postenführer der Grenztruppen begegnet. Die Schüler tragen am unteren Rand der Schulterklappen einen schmalen Querstreifen in der jeweiligen Waffenfarbe, die Postenführer einen 2 cm breiten hellgrünen Querstreifen ungefähr in der Mitte der Schulterklappen.

Alter Bekannter

Wann wurde der G-5 zum erstenmal in den bewaffneten Kräften eingesetzt?

Soldat d. R. Horn,
Zella-Mehlis

1953. In der Folgezeit wurde dieser schwere Lkw-Typ mehrmals technisch verbessert.

Das waren noch Zeiten

Große Freude habt Ihr mir mit dem Artikel „Gegen jeden Feind", Heft 1/69, bereitet. Auf dem Foto, wo Zwickauer Kumpel 1948 an Volkspolizisten Waffen übergeben, bin ich selbst abgebildet. Wir waren die 1. Bereitschaft und lagen in der Zwickauer Oberschule in der damaligen Lassallestraße. Im August 1949 verlegten wir dann nach Prenzlau. Es war eine sehr schwere Zeit. Offiziere hatten wir fast keine. Wir selbst, die Angehörigen des Stammpersonals, hatten keinerlei Erfahrungen in der Erziehung und Ausbildung. Es ist nicht gelogen, wenn ich schreibe, daß unser Kommandoleiter (ein Kommando umfaßte 250 Kameraden) ein junger Oberwachtmeister war. Am Tage führten wir die Schulung durch, und bis spät in die Nacht hinein bereiteten wir uns für den nächsten Ausbildungstag vor. Aus einer später aufgebauten Spezialeinheit sind mir noch Polizeioberrat Bahr und die Kommissare Glück, Wiesner und Hahn bekannt. Vielleicht können sie mir ein Lebenszeichen geben.

Helmut Bachmann,
7301 Zschaitz Nr. 46

An die Aktivisten der ersten Stunde

Ich bitte alle ehemaligen Angehörigen der „Thälmann-Bereitschaft" Großenhain um ein Lebenszeichen. Es geht um ein Reservistenpräsent bzw. – für die noch Aktiven – Soldatengeschenk besonderer Art zum 20. Jahrestag der DDR. Ich selbst war damals Zug-PK des 1. Zuges.

Major d. R.
Volkmar Windisch,
9412 Schneeberg,
Schützengasse 5

Gut aufgenommen

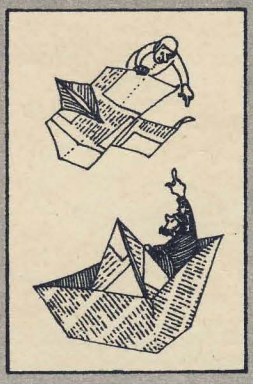
Vor einiger Zeit besuchte ich meinen Mann, der beim Berliner Wachregiment der NVA dient. Gleich bei der Anmeldung wurde ich von den Soldaten freundlich empfangen und fand auch später jede Unterstützung. Ein herzliches Dankeschön deshalb allen Genossen, vor allem Major Schmaler.

Helga Kutschick,
Tätzschwitz

Reserve packt zu

Unser Reservistenkollektiv beim Rat des Kreises betrachtet es als eine wichtige Aufgabe, die sozialistische Wehrerziehung an unseren Schulen aktiv zu unterstützen. So führen etliche Reservisten in den Schulen Rundtischgespräche, um sich mit den Schülern über den Schutz des Vaterlandes zu unterhalten. Bis Februar entschieden sich im Ergebnis dieser Aussprachen 19 Schüler für den Offiziersberuf und 42 als Soldat auf Zeit.

Hauptmann d. R. Weyh,
Aschersleben



Vignetten: Klaus Arndt

Rückwirkend

Von 1961 bis 1965 diente ich als Soldat auf Zeit in der NVA. Nun hätte ich gern gewußt, ob zu diesem Zeitpunkt die Förderungsverordnung bereits in Kraft getreten war.

Unterfeldwebel d. R.
Löscher,
Zwickau

Sie wurde erst am 24. 11. 1966 erlassen, ihre Bestimmungen gelten aber auch für die nach Schaffung der NVA am 18. 1. 1956 entlassenen Angehörigen der Volksarmee und der Organe des Wehrersatzdienstes.

Typenblätter-Markt

Suche:

Jahrgänge 1962/63,
Gunter Hartmann, 8355 Neustadt, Bahnhof 196.

Jahrgänge 1956 bis 1965,
Gerhart Höll, 9406 Lauter, Kirchstraße 12.

Jahrgänge 1956 bis 1966,
Heinz Riegert, 12 Frankfurt (Oder), Baumschulenweg 35.

Flugzeug-Typenblätter,
Gerd Pursche, 8636 Sohland, Wiese 18.

Typenblätter von Waffen des zweiten Weltkrieges, biete Typenblätter aus „Jugend und Technik" und „Technikus",
Michael Hunger, 9103 Limbach-Oberfrohna, Hauptstraße 52.

Biete:

Typenblätter ab Jahrgang 1966 im Tausch gegen Lkw-Typenblätter.
Fred Stadtler, 8293 Königsbrück, Kamenzer Str. 45.

Zeitschriften „Deutsche Flugtechnik", Jahrgänge 1958 bis 1961,
Ralf Schädlich, 153 Teltow, Elsterstr. 30.

Typenblätter von Schiffen und Flugzeugen, suche Blätter von sowjetischen Kfz., Geschützen, und SPW,
Peter Engelmann, 7905 Hohenleipisch, Berliner Straße 39.

Typenblätter von Panzern und Kanonen gegen Blätter von Flugzeugen,
Bernd Hiller, 821 Freital, Dresdner Str. 142.

Stabsgefreiter Hergesell fragt:
Seit wann ist die NVA eigentlich eine moderne Armee?

Unteroffizier Arlten fragt:
Ist es zulässig, daß ich als Kontrolldurchlaßposten aufgestellt werde?

Oberst Richter antwortet

Die Modernität einer Armee ist nicht nur eine technische Frage. Eine Armee wird auch nicht in einem einmaligen Akt mit Technik aufgefüllt, sondern im Prozeß ihrer Entwicklung immer wieder neu ausgerüstet. Entscheidend für die Modernität der bewaffneten Organe ist der Charakter des Staates, sein gesellschaftliches System.

Eins ist klar: Wenn die Interessen des Volkes – wie in unserer DDR – mit den Aufgaben der Armee übereinstimmen, wenn die operative Kunst ihrer Kommandeure und Stäbe, die Erziehung und Ausbildung der Armeeangehörigen von der sozialistischen, der modernsten – weil am fortschrittlichsten und menschlichsten – Weltanschauung bestimmt wird, wenn die marxistisch-leninistische Partei führt, dann ist das wichtigste Charakteristikum für eine moderne Armee gegeben.

Ein zweites ist der moderne Soldat, der sozialistische Kämpfer, der mit seiner ideologischen Reife, seiner Kampfmoral und seinem hervorragenden militärischen Können das Profil einer modernen Armee mitbestimmt.

Was die Neuheit der Militärtechnik angeht, so kann sie zwar einzelne Operationen, ihre Dauer und ihren Ausgang deutlich beeinflussen, trotzdem kommt aber im Verhältnis Mensch–Technik dem Menschen der Vorrang zu. Die Technik kann also noch so „modern" (im Sinne von Neuentwicklungen) sein – allein kämpft sie nicht; ihren militärischen Zweck erfüllt sie erst mit und durch den Menschen. Auch kann bei der Militärtechnik niemals das entscheidende Kriterium für „modern" etwa das Baujahr sein.

Die Waffe, die in der Hand eines von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugten Kämpfers in verschiedenen Kampfsituationen wirkungsvoll eingesetzt wird, die kann demzufolge als die modernste, zeit- und zweckmäßigste angesehen werden.

Das alles vereint die NVA in sich. Seit ihrer Gründung war und ist sie deshalb zu jeder Zeit entsprechend ihrer Rolle und Aufgabe und an der Seite der unbesiegbaren Sowjetarmee eine moderne Armee.

Offenbar empfinden Sie diese Funktion als unter der Würde eines Unteroffiziers und zweifeln, ob etwas derartiges in der Dienstvorschrift festgelegt ist.

Tatsächlich läßt unsere Standort- und Wachdienstvorschrift diese Frage offen. Das ist jedoch keine Lücke in den Bestimmungen. Es gibt nämlich Truppenteile, in denen der Anteil an Unteroffizieren besonders hoch ist. Dann ist ihr Einsatz für diese Funktion objektiv gerechtfertigt.

Es gibt aber darüber hinaus nicht wenige Situationen, in denen es notwendig ist, als Kontrolldurchlaßposten einen besonders geschickten und dabei sehr zuverlässigen, wachsamen Genossen einzusetzen, der für alle die Wache Passierenden schon vom Dienstgrad her eine bestimmte Autorität darstellt.

Die Verantwortung reicht dabei von der Sicherung des Kaserneneinganges über die Gewährleistung der gegebenen Ordnung bei seinem Passieren durch Armeeangehörige und Zivilpersonen, bis zur guten Einflußnahme auf das Bild, welches Ausgänger und Urlauber der Öffentlichkeit bieten. Dabei handelt der Kommandeur und der Wachhabende klug, der vor allem in Zeiten erhöhter Gefechtsbereitschaft mit einer derartigen Aufgabe nur die besten Wachangehörigen auszeichnet.

Deshalb möchte ich eher zurückfragen: Ist es zulässig, die Unteroffiziere von einem solchen ehrenvollen Dienst auszuschließen?

Ihr Oberst Richter

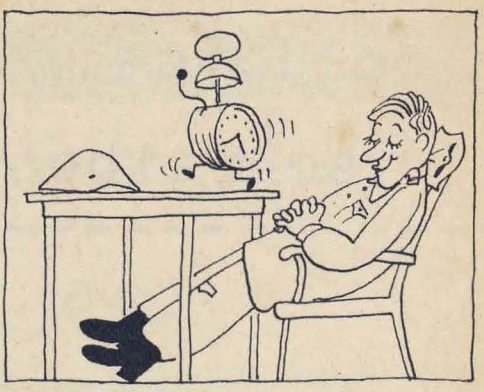
Soldaten schreiben für Soldaten

Die Geburtstags-überraschung

Am 21.August befanden wir uns im Feldlager. Die Rückkehr ins Objekt fiel aus. Urlaubswünsche mußten hintangestellt werden. Am Dienstort harrende Annehmlichkeiten warteten vergeblich. Wir wußten, um was es ging und fanden uns schnell mit den neuen Anforderungen ab. Nur der Gefreite Hennicke war etwas traurig darüber, daß sein Geburtstag nun „trocken" und sang- und klanglos mitten im Walde wie jeder andere Tag auch verlaufen würde. Die Kameraden fühlten mit ihm, denn er war sonst ein fröhlicher und williger Kamerad. Jeder wußte, daß er im zivilen Leben selbständiger Schausteller war und mit einem Büchsenwurfstand von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zog. In Erinnerung daran hatte ein Soldat plötzlich eine Idee. Mit Erlaubnis der Vorgesetzten besorgten sich Hennickes Freunde ein Dutzend leere Konservenbüchsen, fertigten aus Moos, Holzwolle und Leukoplast kleine Bälle an, und an Hennickes Geburtstag bauten sie nachmittags klammheimlich auf einer Lichtung aus einigen alten Zeltbahnen einen Stand auf. Eine Schrotsäge hing als Gong an einem Ast. Mit ein paar Glühbirnen in den Zweigen sah es aus wie auf einem richtigen Rummelplatz. Den Bataillonskommandeur und den Politstellvertreter hatten sie vorher informiert und eingeladen. Mit deren Hilfe verfügten sie über verschiedene kleine Gewinne: Ein paar Tüten Bonbon. *eine* Flasche Bier, Zigaretten, Kekse usw. – in normaler Umwelt unbeachtete Kleinigkeiten, hier aber seltene und kostbare Dinge. Zur verabredeten Zeit holten sie den nichtsahnenden Genossen Hennicke ab. Der ganze Zug kam mit. Am Stand gratulierten ihm alle, und einer der Initiatoren sagte: „Das soll eine freudige Überraschung für Dich und ein Spaß für alle sein. Jetzt tritt hier in Aktion und arbeite!" Dem Genossen standen tatsächlich die Tränen in den Augen; so gerührt war er. Und dann ging's los. Lautstark und witzig wie auf dem echten Rummel lockte er die willige Kundschaft an. Der Gong dröhnte, wenn jemand einen glücklichen Wurf tat. Als der Trubel richtig im Gange war, kam aber für alle Genossen noch eine „sensationelle" Überraschung: Der Gefreite Naumann, der als Wasserfahrer die Gelegenheit hatte, in die umliegenden Dörfer zu kommen, brachte plötzlich eine Kiste voll Bratwürste zum Vorschein. Er hatte die ganze Sache mit vorbereitet und in eigener Regie mit Wissen des Bataillonskommandeurs gehandelt. Unter riesigem Hallo fanden sich sofort einige Experten, die aus Draht und anderen Materialien schnell einen Rost bauten. Andere machten sich auf freiem Feld an die Herstellung von Holzkohle. Es verging keine Stunde, da stieg vom „feldmäßigen" Rost ein herrlicher Duft auf. Jeder Genosse des Zuges erhielt eine köstliche Rostbratwurst.
So entwickelte sich daraus ein richtiggehendes Zugfest als willkommene Abwechslung in der Eintönigkeit des Lagerlebens.
Damit nicht genug. Die Kunde von diesem Geburtstag lief wie ein Lauffeuer durch alle anderen Züge, und die Bataillonsleitung beschloß, ein solches Fest auf Bataillonsebene zu starten. Auch dort fungierte Genosse Hennicke in seinem Metier; aus einer anderen Einheit kam noch ein „Zauberkünstler" hinzu, der Rost war auch wieder da, kurz – das ganze Bataillon profitierte von Genossen Hennickes Feiertag, und er selbst beteuerte immer wieder, nie und nimmer einen so fröhlichen und schönen Geburtstag verlebt zu haben wie hier – mitten im Walde und „trocken".

Das Schlachtefest fand nicht statt

Ein anderes späteres Mal veranstalteten wir in der Freizeit ein Skatturnier. 40 Mann des Bataillons nahmen daran teil. 1. Preis: Ein lebender Hahn, den der Kommandeur besorgt hatte. 2. Preis: Eine lange Wurst. 3. Preis: Zwei brotförmige Kuchen aus der Feldbäckerei; und einige gute Bücher. Alles lief gut ab. Unter dem Beifall der Massen nahm Soldat Jokehle als Sieger den Hahn in Empfang. Der Kommandeur und alle Beteiligten glaubten nichts an-



deres, als daß dieses Tier am nächsten oder spätestens am übernächsten Tag dem Genossen Jokehle und seinen Freunden einen guten Braten liefern würde. Drei Tage später kam ich in den betreffenden Zug und fragte: „Na, wie hat er geschmeckt?" Alles guckte mich zunächst verdutzt an, dann lächelte man, aber niemand sagte etwas. Ich dachte, nanu, da ist doch was faul. Schließlich entdeckte ich die Bescherung: Unter einem Einmann-Zelt, in hygienischer Entfernung von den Unterkunftszelten, befand sich ein regelrechtes kleines Hühnerhaus aus dünnen Baumstämmen, und das Dach war sogar mit Dachpappe belegt. Ich ließ den Besitzer rufen und fragte, wie er sich die Sache weiter gedacht habe. Er bat und bettelte, doch das Tier am Leben zu lassen, es sei so anhänglich und zutraulich, und er könne es nicht übers Herz bringen, daß es getötet würde. Außerdem entwickelte er mir seinen Plan, auf welchem Wege er das Tier in den nächsten Tagen von hier weg und durch verschiedene Mittelsmänner lebend zu sich nach Hause schaffen lassen wollte. In der Dienstvorschrift stand nichts über einen ‚Hahn im Walde', aber da die Gefechtsbereitschaft nicht darunter zu leiden schien, drückte ich für diesmal ein Auge zu. Unter dem tosenden Gelächter und Beifall der Kameraden führte der Genosse Jokehle vor, wie das Tier tatsächlich folgsam immer hinter ihm her lief und auf seinen Zuruf reagierte. Der Gockel ist zwar noch einige Tage dort geblieben, aber wie ich dann später erfuhr, ist er wirklich in einer Kiste und quicklebendig im Heimatort des Soldaten angekommen. Ob das Tier jetzt noch lebt, weiß ich allerdings nicht, denn Genosse Jokehle ist heute nicht mehr in unserer Einheit.

Major Rönicke

F r ü h sport

Soldat M. schläft sehr gern. Wo immer es ihm möglich ist, horcht er an der Matratze. Deshalb fürchtet er sich direkt davor, GdUvD zu „sitzen". So zwischen 2.00 Uhr und 4.00 Uhr früh, wenn der Ofen die letzte Füllung bekommen hat und bullert, wenn weder Ausgänger noch Vorgesetzte den Frieden stören und der UvD nebenan schnarcht, dann überkommt ihn jedesmal am Tisch das unüberwindliche Verlangen, für nur eine Minute die Augen zu schließen und zu träumen. Schon einmal hat ihn dabei der Spieß, der jeden Morgen um sechs Uhr im Kompaniebereich auftaucht, unsanft geweckt und bestraft. Genosse M. zog daraus die Lehre und brachte aus dem Urlaub einen großen alten Wecker von seiner Oma mit. Um dem Spott der Kameraden zu entgehen, hat er das Ding tagelang im Schrank versteckt gehalten, und erst heute, wo er wieder als GdUvD eingesetzt ist, holt er nach dem Zapfenstreich heimlich sein Erbstück ins UvD-Zimmer. Es steht vor ihm auf dem Tisch und tickt anheimelnd. Soldat M. beobachtet den Lauf der Zeiger. Nun kann mir nichts mehr passieren, denkt er, denn wenn er auch einschläft, so wird ihn der Wecker doch pünktlich ein Viertel vor fünf aufscheuchen, damit der UvD seine Morgenmeldung machen kann. Und kaum hat er das gedacht, da ist er auch schon eingeschlafen. Irgendein Geräusch weckt ihn. Als er auf den Wecker schaut, durchfährt ihn ein eisiger Schreck. Es ist fünf Minuten vor sechs! Jetzt hat das verflixte Ding doch nicht geweckt! Er hätte es ja auch einmal ausprobieren können! Nun hat er es doch verschlafen, den UvD zu wecken. Gottseidank ist noch Zeit für die Mannschaft. Schnell macht er den UvD wach, der sich, gar nicht erfreut, weil seine Morgenmeldung um eine Stunde zu spät kommt, eilig auf den Weg zum OvD begibt.

Dann weckt Genosse M. die Mannschaft, und fünf Minuten später rücken die Soldaten zum Frühsport ab. Wir sind schon die letzten; denn auf den Etagen und unter uns ist niemand mehr zu sehen. Um die verlorene Zeit aufzuholen, laufen wir umso schneller. Als wir die Frühsportstrecke fast hinter uns haben, blickt einer der Gruppenführer auf die Uhr. Er stutzt und gibt Kommando zum Halten. „Uhrenvergleich!" Die Zeiger der Uhren von drei Soldaten zeigen auf – fünf Uhr und zwanzig! Uns verschlägt es die Sprache! Jeder kann sich wohl vorstellen, welch eine Wut wir auf Soldat M. hatten – und auf uns selbst, weil es keinem

Illustrationen:
Harri Parschau

von uns eingefallen war, auf die eigene Uhr zu schauen. Nach dieser Blamage hat sich M. wesentlich gebessert. Eine richtige Uhr hat er sich auch angeschafft – mit Datumanzeige. Das war unsere Bedingung. Von seinem Erbstück hat er sich getrennt und auch von seiner Schläfrigkeit.

Gefreiter Karlheinz Kaiser

Schreck in der Abendstunde

Auf einer Übung lag unsere Einheit im Raum Kahla. Die Gefreiten Hötzel, Wemmer und Zickler hatten einen Sonderauftrag erledigt und befanden sich auf dem Rückweg ins Zeltquartier. Sie waren in Eile und wollten ein Stück Weg abschneiden. Deshalb gingen sie querfeldein und kamen an eine Kuhkoppel, wo einige Dutzend Kühe friedlich wiederkäuten. Just als die Genossen vor den Kühen auftauchten, zückte einer von den dreien seine Taschenstablampe um nach der Uhr zu sehen. Sei es, daß die Kühe durch das aufblitzende Licht aufgeschreckt wurden oder die Gestalten selbst als Störung empfanden, jedenfalls kam Bewegung in die Herde. Den uniformierten Städtern wurde es mulmig zumute, und sie rannten los. Aber gerade das verstanden die Kühe falsch bzw. richtig als Leitsignal, und urplötzlich galoppierten die Tiere mit hochgerecktem Schwanz hinterdrein. Die drei Genossen erschraken nicht schlecht. Die Angst verlieh ihnen Flügel. Sie rannten was Beine und Lungen hergaben. Zum Glück endete die Koppel an einem steilen Abhang, der zu einem Bach führte. Aber das wußten nur erst die Kühe, denn sie beendeten dort ihren Verfolgungslauf. Unsere Soldaten aber stürzten ohne Zwischenhalt den Hang hinunter und landeten kopfüber im Wasser. Triefend und fluchend langten sie am Standort an und „brauchten um den Spott nicht zu sorgen.

Gefreiter Brünner

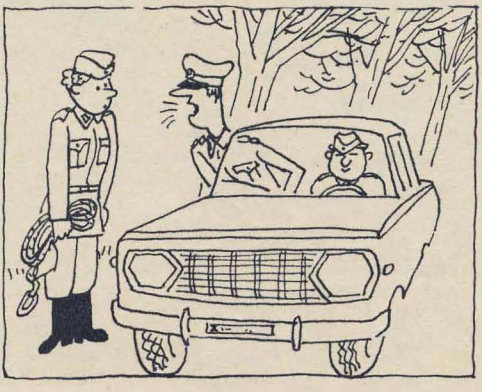
Die Orientierungshilfe

Ich war gerade in die Transportkompanie versetzt worden, da wurde mir der Auftrag erteilt, einen defekten PKW abzuschleppen. Ein Feldwebel des betreffenden Bataillons bezeichnete mir die Stelle und sagte: „Können Sie gar nicht verfehlen; das ist der Wagen mit dem langen Pfeil." Am Ort angekommen, sah ich zwar einen grünen Wartburg, aber einen langen Pfeil konnte ich daran nicht entdecken. Kurzentschlossen wandte ich mich an den dienstgradhöchsten Insassen, einen Major, und fragte höflich, ob hier ein Armeefahrzeug mit einem langen Pfeil gewesen sei.

„Lassen Sie die dummen Witze und schleppen Sie ab!" ranzte er mich an. Ich war mir keiner Schuld bewußt. Innerlich wütend machte ich meine Arbeit und brachte das Fahrzeug in die Dienststelle. Abends im Bett erzählte ich meinen neuen Kameraden die Sache. Ein tosendes Gelächter war die Antwort. Mein „langer Pfeil" war der Bataillonskommandeur Pfeil, ein Zweimetermann.

Für den Feldwebel war es selbstverständlich gewesen, daß ich wie jedermann in der Dienststelle den „langen Pfeil" kannte.

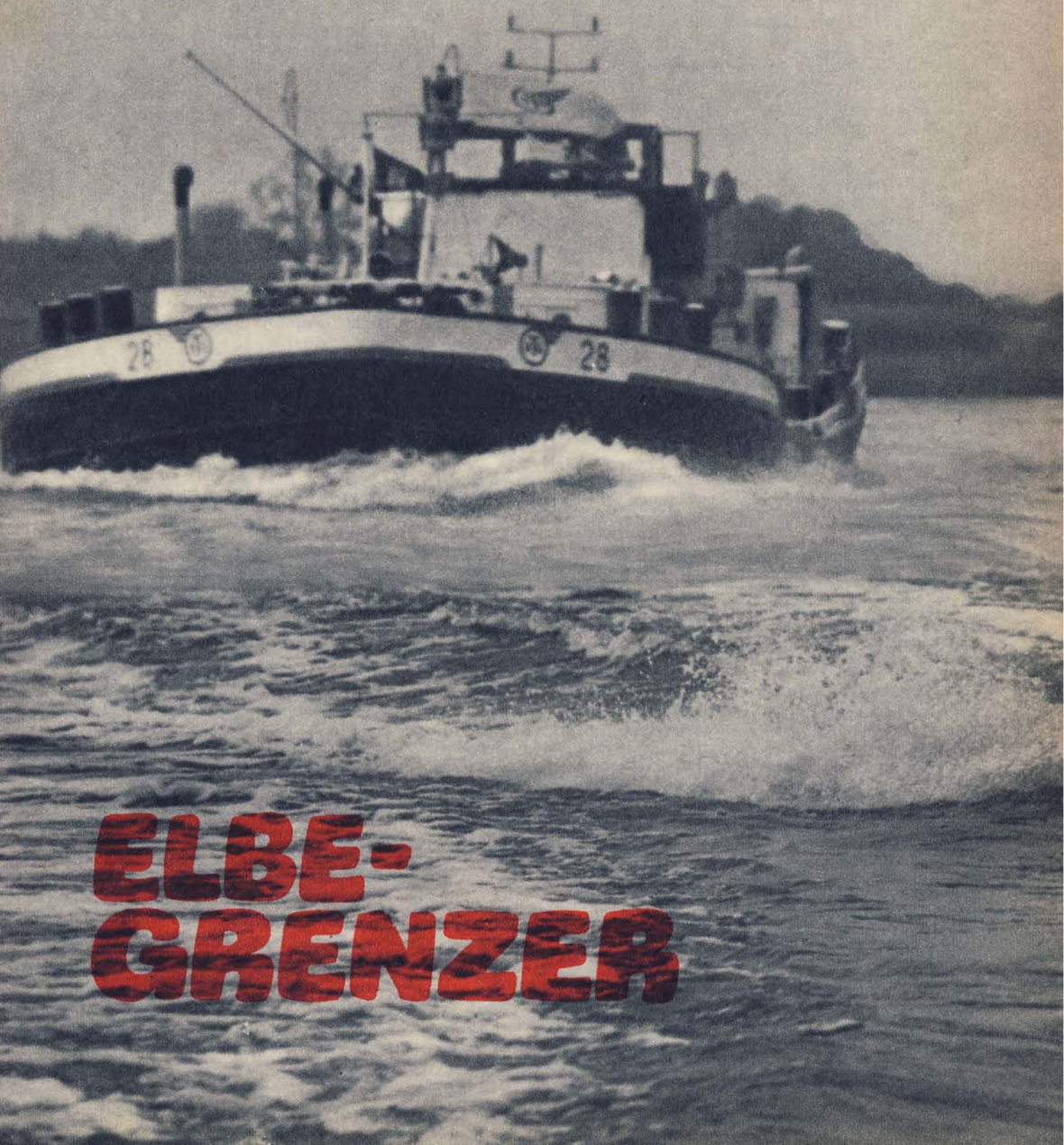
Oberleutnant Roland Reichelt



ELBE-GRENZER

Text und Foto:
Major Ernst Gebauer

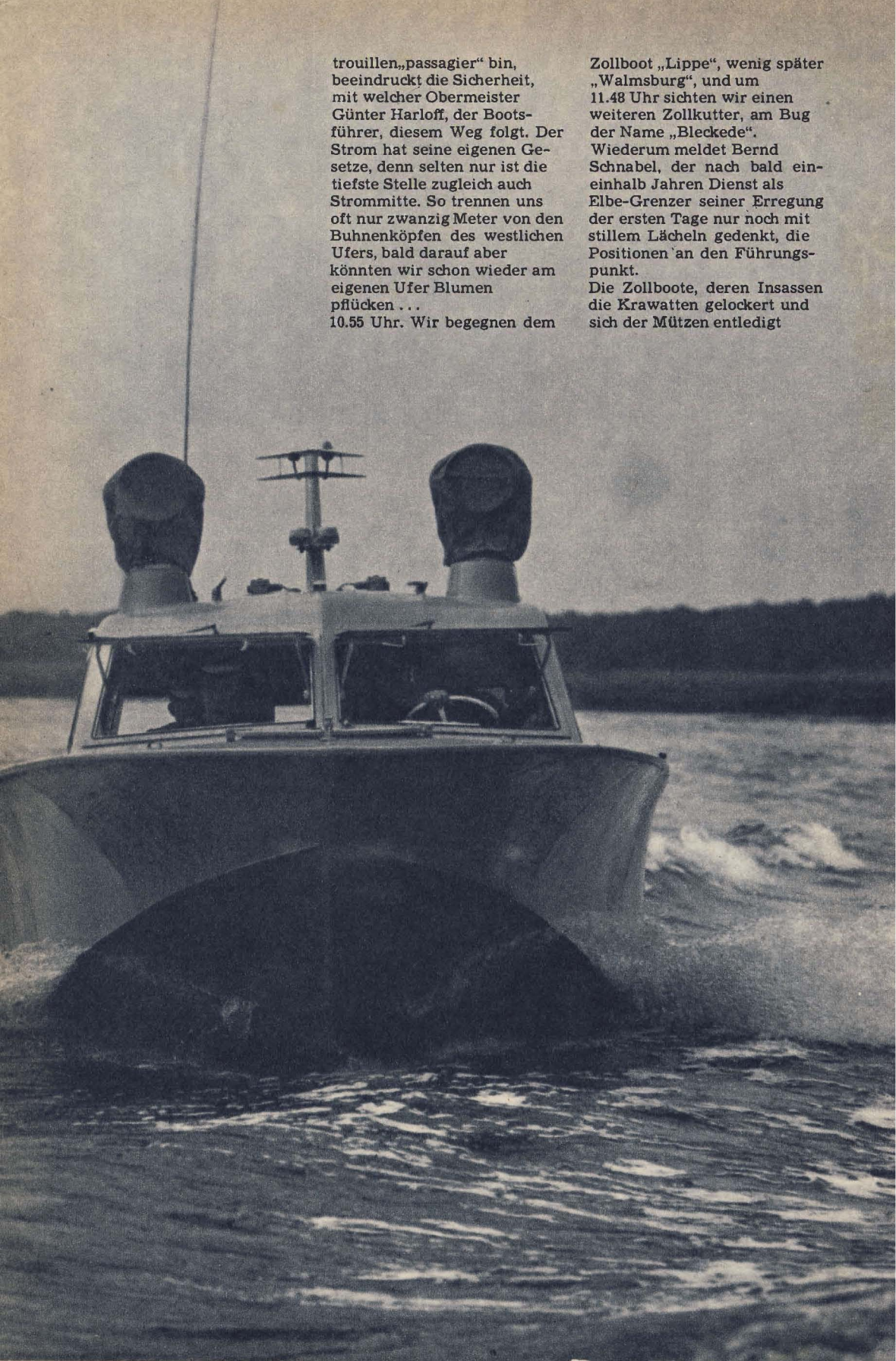
„Veilchen – hier Biber – kommen! – Veilchen – hier Biber – kommen!“
Mit dem beschwörenden Ton aller Funker sendet Stabsmatrose Schnabel seinen Ruf in den Äther. Erst als ihm aus dem Lautsprecher die Antwort entgegenhallt, legt sich die Ungeduld in der Stimme. Sachlich, ruhig meldet er: „Zollboot ‚Lüneburg‘ – EKM 502 – 10.20 Uhr auf Position!“
„Veilchen“ quittiert den Spruch. Es ist wieder still hinter der Frontscheibe unseres Grenzbootes.
Wir passieren den Elbkilometer 502. Die Patrouillenfahrt geht talwärts. Wir folgen der Grenzlinie, die mit dem Talweg identisch ist. Nur wer die Wasserstraßenregeln kennt, vermag jedoch den Talweg zu erkennen, der an der tiefsten Stelle der Fahrrinne verläuft und völkerrechtlich zugleich die Grenze zwischen den beiden anliegenden Staaten bildet.
Mich, der ich hier nur Pa-



trouillen„passagier“ bin, beeindruckt die Sicherheit, mit welcher Obermeister Günter Harloff, der Bootsführer, diesem Weg folgt. Der Strom hat seine eigenen Gesetze, denn selten nur ist die tiefste Stelle zugleich auch Strommitte. So trennen uns oft nur zwanzig Meter von den Buhnenköpfen des westlichen Ufers, bald darauf aber könnten wir schon wieder am eigenen Ufer Blumen pflücken ...

10.55 Uhr. Wir begegnen dem Zollboot „Lippe“, wenig später „Walmsburg“, und um 11.48 Uhr sichten wir einen weiteren Zollkutter, am Bug der Name „Bleckede“. Wiederum meldet Bernd Schnabel, der nach bald einhalb Jahren Dienst als Elbe-Grenzer seiner Erregung der ersten Tage nur noch mit stillem Lächeln gedenkt, die Positionen an den Führungspunkt.

Die Zollboote, deren Insassen die Krawatten gelockert und sich der Mützen entledigt



haben, sind nicht so harmlos, wie es auf den ersten Blick scheint. Diese Männer mit den locker sitzenden Bindern haben schon mehr als einmal versucht, unseren Genossen an die Krawatte zu gehen.
Im März vorigen Jahres wurde Harloffs Boot von eben diesen Zollbeamten in DDR-Gewässern (!) derart bedrängt, daß es zu einer Kollision kam. Einen Monat später, als Meister Letzkow mit seinem Grenzboot die „Alt-Garge" überholen wollte, änderte eben dieser Zollkutter plötzlich den Kurs und schwenkte nach steuerbord ein. Nur das umsichtige Verhalten unseres Genossen verhinderte einen Zusammenstoß.
Eine Kollision zweier Fahrzeuge auf dem Strom ist ohnehin schon gefährlich. Wird sie aber bewußt, mit voller Absicht herbeigeführt, dann ist sie im Grenzgebiet einer Bedrohung mit der Waffe gleichzusetzen. Man kann deshalb nur den Hut ziehen vor unseren Grenzmatrosen, die – obgleich sie das Wasserstraßenrecht auf ihrer Seite wissen – sich dennoch nicht durch solcherart Manöver provozieren lassen.
Unsere Grenzboote sind den auf der Elbe kreuzenden bundesrepublikanischen Zollkuttern überlegen. Die Zeiger ihrer Tachometer klettern

Funker Stabsmatrose Bernd Schnabel

höher. Man war am westlichen Ufer überrascht, als man unsere neuen Boote sah. Die Zöllner rannten hin und her, zückten Stoppuhr und Kamera. Sie versuchten, unseren schnittigen NVA-Dienstbooten nachzufahren. Doch es war ein aussichtsloses Unterfangen. Aus war es damit, unseren Genossen beim Vorbeifahren einen Tampen zu zeigen und hämisch zu fragen, ob sie nicht ein Stück mitgenommen werden möchten. Aus ist es damit, unbehelligt in DDR-Gewässer zu fahren, spekulierend, daß nicht jedes unserer Boote den Provokateur einzuholen vermochte.
Die Elbe. Schiffe aus mancher Herren Länder trägt sie. Frachter bis zu tausend Tonnen. Tanker mit Ladewerten, die weit in die Tausende gehen. Ganze Schleppzüge gleiten auf ihr dahin. Über 947 km schiffbar, ist sie eine der wichtigsten und größten Binnenwasserstraßen und Handelswege Europas.
Unsere Republik beispiels-

weise wickelt 25 Prozent aller Frachten für den Ex- und Import über diesen Wasserweg ab. Für ihr Ursprungsland, die Tschechoslowakei, ist sie eine Transitstraße zum Meer, auf der jährlich rund eineinhalb Millionen Tonnen Frachtgüter befördert werden. Für die Westberliner ist sie so etwas wie ein Lebensnerv: 1967 glitten dorthin über sie fast zwei Millionen Tonnen Fracht, zurück dagegen nur 165 000 Tonnen.

Auf einer Länge von 92,3 km ist der Strom Grenzfluß zwischen beiden deutschen Staaten. An einer Grenze kann es ruhig und geordnet zugehen, friedlich, ungestört und in freundschaftlichem Einvernehmen. Aber auch umgekehrt! Es kommt ganz auf die Politik der Staaten diesseits und jenseits des Grenzflusses an. Sie spiegelt sich meist wie in einem Kristall in dem Verhalten jener wider, die an dieser Grenze Dienst tun.

Des DDR-Bootsführers Aufgabe ist es, zusammen mit seiner Besatzung unsere Grenze zu sichern, für Ruhe und Ordnung zu sorgen und für den reibungslosen Ablauf des nationalen und internationalen Schiffsverkehrs auf dem Strom.

Obermeister Harloff kommt ihr bereits seit über zehn

Bootsführer Obermeister Günter Harloff

Zollboot „Lippe". Die westdeutschen Boote sind nicht so harmlos, wie es auf den ersten Blick scheint.

◀ Begegnung mit einem westdeutschen Patrouillenboot.

Maschinenmeister Obermaat Horst Wernowsky ▶

Jahren verantwortungsbewußt nach. Seit einem Jahr assistieren ihm sein Maschinenmeister Obermaat Horst Wernowsky, der bei ihm eine gute Lehre durchgemacht hat und bald selbst ein Grenzboot befehligen wird, und der Funker und Decksmann in einem Bernd Schnabel, von Beruf Diplom-Finanzökonom, der an Land als Gehilfe des Polit-Unterrichtsgruppenleiters fungiert.

Des Bootsführers Aufgabe von der anderen Seite ist offenkundig ganz anders. Statt Sicherheit für die friedliche Schiffahrt auf dem Strom zu schaffen, macht er das Gewässer unsicher. Statt für Ruhe zu sorgen, stiftet er mit seinen Leuten Unruhe. Statt

die Grenze zu respektieren, verletzt er sie. Statt bei seinen Fahrten entsprechend den internationalen Verkehrsregeln zu manövrieren, versucht er, zu provozieren. So sehen sich die Grenzmatrosen der NVA auf dem Fluß Leuten gegenüber, die mit voller Absicht rechtswidrig kreuzen. So sehen sie sich auf einem Grenzfluß, auf dem sonntags Fahrgastschiffe wie „Roland" und „Stadt Hitzacker" provokatorische Elbfahrten unternehmen, bei denen den Passagieren über Lautsprecher nervenkitzelnde Greuelmärchen über die DDR aufgetischt, die Bürger am Ostufer verleumdet und die Soldaten der Arbeiter-und-Bauern-Macht beschimpft werden. So sehen sie sich auf einem Grenzfluß, wo im Herbst 1966 im Raum Gorleben mit Sturmbooten, unterstützt von Hubschraubern und Militär, gewaltsam in das Staatsgebiet der DDR eingedrungen werden sollte. Zusammen mit den anderen Genossen der Bootsgruppe vereitelten auch Obermaat Wernowsky und Obermeister Harloff diese großangelegte Provokation. Gar nicht zu reden von all den kleineren Anschlägen, die vordem und seitdem in Szene gesetzt wurden. Es lohnt die Überlegung, daß Obermeister Harloff und seine Genossen damit letztlich auch Störungen in der Versorgung der Westberliner Bevölkerung verhindert haben.

Es spricht für die Genossen, für ihren festen Klassenstandpunkt, ihre politische Wachsamkeit, ihr militärisches und seemännisches Können sowie für ihren Mut und ihre Einsatzbereitschaft, daß es dem Gegner bisher nicht gelungen ist, einen Erfolg auf sein Provokationskonto zu buchen. So werden sie auch weiter handeln.

Schiffspositionen der DDR – Hochseeflotte

vom Mittwoch, dem 7. Januar 1958

Dampfer „Frieden" ladet in Wismar Stückgut für Ägypten, Dampfer „Rostock" in Durres (Albanien);
Küstenmotorschiffe „Wolgast", „Timmendorf" und „Zingst" in DDR-Häfen, „Anklam", „Warnemünde" und „Graal Müritz" in den Niederlanden, „Greifswald" und „Peenemünde" in Finnland, „Prerow" und „Heringsdorf" in Szczecin, „Ahrenshoop" in Barking (England), „Saßnitz" in Emden, „Kühlungsborn" auf der Fahrt nach Helsinki.

vom Mittwoch, dem 10. Januar 1968

In Heimathäfen liegen: „Georg Büchner", „Rostock", „Schwerin", „Eichsfeld", „John Brinckman" und „Schwarzheide", „Lützkendorf" in Rostock-Überseehafen, „Havel", „Tollensesee", „Seeadler" in Wismar.
In fremden Häfen: „Leipzig" in Casablanca, „John Schehr" in Veracruz, „Freundschaft" in Colombo, „Erfurt" in Bombay, „Liselotte Herrmann" und „Rudolf Breitscheid" in Jeddah. „Karl-Marx-Stadt" in Cochin, „B. Bästlein" in Chalna, „W. Seelenbinder" in Wakamatsu,

Ohne Kampf kein Sieg

Das war die erste Briefmarke mit der Aufschrift „Deutsche Demokratische Republik". Anläßlich der Wintersportmeisterschaften in Schierke zeigte sie einen alpinen Skiläufer. Sein Weg geht hinab ins Tal – der Weg der DDR geht seitdem bergauf. Und dennoch liegt manches Symbolhafte in diesem Markenbild. Forderte der Weg der DDR etwa keinen Mut? Gab es nicht viele Hindernisse, die Kämpfer verlangten, sie zu überwinden? Und ging es etwa nicht trotzdem meist mit zunehmender Fahrt voran? Nehmen wir weitere Marken unter die Lupe – und wir werden erkennen, daß all das auch für die internationalen Beziehungen der DDR gilt.

„Halberstadt", „Oder", „Thale", „Kap Arkona", „Bernburg" und „G. Schumann" in Rotterdam, „E. Schneller" und „Hiddensee" in Szczecin, „Rügen" in Lagos, „Rosenort" in Tema, „Lausitz" in Mombasa, „Fläming" in Port Sudan, „Saale" in Izmir, „Mulde" in Hamburg, „Malchow" in Kalamata, „Albatros" in Beirut, „Recknitz" in Tekirdag, „Brandenburg" in Le Havre, „Th. Fontane" in Guayaquil, „Th. Storm" in Yokohama.
Auf großer Fahrt: „F. Freiligrath" nach Antwerpen, „Th. Körner" und „Quedlinburg" nach Kanada, „Frieden" nach Havanna, „Naumburg" nach Madras, „Eilenburg" nach Mombasa, „H. Kapelle" nach Chittagong, „Blankenburg" nach Hongkong, „Spreewald" nach Szczecin, „Vogtland" nach Casablanca. „Darß", „Sperber", „Weißeritz" und „Werra" nach Tripoli, „Greifswald" nach Arhus, „Krakow" nach Alexandria, „Espenhain" und „Lübbenau" nach Murmansk, „Mansfeld" nach Kuba, „Senftenberg" nach Rotterdam, „Vockerode" nach Havanna, „Merseburg" nach Ras Gharib, „Zeitz" nach Noworossisk, „Böhlen" und „Schwedt" nach Tuapse, „Fritz Reuter" nach Conakry.
Auf Heimatkurs: „Dresden", „E. André", „M. Reichpietsch", „Gera", „Boizenburg", „Uckermark", „W. Florin", „Rhön", „Stralsund", „E. M. Arndt", „Priegnitz", „M. Thesen", „A. Köbis", „Berlin", „Elbe", „Unstrut", „Dahme", „Stoltera", „Spree", „Eister", „Steckenpferd", „Condor", „Insel Riems", „Riesa", „Calbe", „Bitterfeld" und „Leuna 1". Weitere 50 Schiffe befinden sich im Nord- und Ostsee-Einsatz. ▶

Zwei Sätze

Der symbolische Händedruck der beiden Staatspräsidenten Bolesław Bierut und Wilhelm Pieck über die Oder-Neiße-Friedensgrenze hinweg im Markenbild von 1951 versinnbildlichte einen entscheidenden politischen Akt: Am 6. Juli 1950 unterzeichneten in Zgorzelec der Ministerpräsident der damals noch provisorischen Regierung der DDR Otto Grotewohl und der polnische Ministerpräsident Józef Cyrankiewicz das Abkommen über die Markierung der Oder-Neiße-Linie als Staatsgrenze zwischen den beiden Staaten. Es war das erste internationale Abkommen der gerade neun Monate alten DDR. Heute ist Zgorzelec, einst eine unbedeutende Vorstadt von Görlitz, eine aufblühende Kreisstadt. Der alte Prunkbau aus Wilhelminischer Zeit, in dem die Unterzeichnung stattfand, dient jetzt als Kreiskulturhaus, und in der Stadt wachsen die modernen Wohnblocks der Bergarbeiter, die wenige Kilometer weiter nach Süden in Turoszòw Braunkohle fördern. Braunkohle für Polen und für die DDR, denn die Werksbahn bringt einen Teil der Förderung direkt über die Neiße ins Kraftwerk Hirschfelde.

Neiße und Oder trennen nicht, sie verbinden unsere beiden Brudervölker. Flußabwärts liegt an der Grenze die alte Textilarbeiterstadt Guben, die seit 1961 den Namen Wilhelm Piecks trägt. Das junge Chemiefaserkombinat, Hauptproduzent unserer Dederonfeinseide, hat seit Jahren enge freundschaftliche Beziehungen und einen unmittelbaren Wettbewerb mit dem polnischen Schwesterbetrieb, dem Stilon-Werk, ein Stück landeinwärts von der Oder in Gorzòw Wielkopolski gelegen.

Und weiter im Norden die Oder, auf der in jedem Frühjahr eine gemeinsame Eisbrecherflotte der DDR und Polens das Odereis aufbricht. Dort ein weiteres Freundschaftsband, die Erdölleitung Freundschaft, vom sowjetischen Kuibyschew kommend, das polnische Erdölkombinat Płock und unser Erdölverarbeitungswerk Schwedt versorgend. Und polnische Spezialisten verlegten in der DDR die Pipeline Schwedt—Leuna und Rostock—Schwedt.

Einer, der diese im Kampf geborene deutsch-polnische Freundschaft schmieden half, war Karol Swierczewski, der legendäre „General Walter" im spanischen Befreiungskampf und 1944/45 Kommandeur der 2. Polnischen Armee. Die Stadt Zgorzelec ehrte ihn durch einen schlichten Gedenkstein, nur wenige Schritte entfernt von der historischen Stätte der Vertragsunterzeichnung von 1950.

Die gemeinsamen Kampftraditionen beider Länder, die Abrechnung mit dem Faschismus, der Massenvernichtungslager wie Treblinka hervorgebracht hat, die Führung beider Völker durch die marxistisch-leninistischen Arbeiterparteien und nicht zuletzt der vereinte militärische Schutz sind Garantien der Friedensgrenze.

Einen Satz nennen Philatelisten Marken, die zeitlich und thematisch zusammen gehören. Haben wir es in diesem Sinne hier nicht mit Sätzen zu tun?

Unten Briefmarken der Bundespost. Und obwohl „nur" eine Spendenmarke, gehört auch die NPD-Marke zu diesem Satz, der die Einheitsfront von NPD und offizieller westdeutscher Politik belegt. Alles in allem: Bunte Marken im Zeichen des Revanchismus.

Ein Satz aber auch oben. Er belegt die These zum 20. Jahrestag der DDR, die da lautet:

„Die Existenz der DDR und ihre sozialistische Friedenspolitik im festen Bündnis mit der Sowjetunion und anderen sozialistischen Staaten sind wesentliche Grundlagen dafür, daß trotz der aggressiven Politik des westdeutschen Imperialismus das deutsche Volk und die Völker Europas nach dem zweiten Weltkrieg die längste Friedensperiode im 20. Jahrhundert erleben konnten." *B. Gottschalk*

Bei ausgestopften Pinguinen

Nüchtern sind die Büroräume in der ältlichen Villa am Ende der Berliner Straße in Potsdam. Nur die ausgestopften Pinguine, die wie zufällige und schüchterne Gäste im Hintergrund eines Zimmers stehen, lassen ahnen, daß es mit diesen Räumen etwas Besonderes auf sich hat. Auf dem Schutzumschlag eines Buches liest man folgenden Text:

„Vor der eisgepanzerten Küste des antarkti-

schen Kontinents wölbt sich die gewaltige Kuppel der einsamen Drygalski-Insel. Tief im Schnee und Firn eingegraben, hebt sich, ein schwarzes Pünktchen nur in der grenzenlosen Einöde, ein winziges Zelt von der weißen Oberfläche ab ... Drei Wissenschaftler, der Meteorologe Dr. Günter Skeib und seine beiden sowjetischen Kollegen, führen hier trotz Kälte und Schneesturm das umfangreiche Programm ihrer Messungen und Beobachtungen durch. Die drei Männer sind ganz auf sich allein angewiesen, abgeschnitten von der übrigen Welt, nur durch Funk mit der Hauptstation Mirny auf dem Festland des sechsten Kontinents verbunden."
In einem anderen Bericht heißt es betont sachlich: „Die ‚Deutsche Spitzbergenexpedition 1962' hatte im Rahmen der Internationalen Geophysikalischen Kooperation gletscherkundliche Aufgaben zu erfüllen ... Diese erste arktische Expedition der DDR hatte ihre besondere Bedeutung in dem komplexen Charakter der Untersuchungen auf glaziologischem Gebiet."

Damals waren 13 Wissenschaftler der DDR im Gebiet der Kingsbay. Am 18. Juni 1964 verließen 18 Glaziologen, Geodäten, Geographen, Hydrologen und Meteorologen die Heimat zu einer neuen Spitzbergenexpedition: 500 Kisten und Packen, Kutter, Schlitten und Geräte brachte das Motorschiff „Meteor" in den Norden.
Angesichts der ausgestopften Pinguine, die Berichte und Mitteilungen vor Augen, zeigt sich das Potsdamer Komitee für Geodäsie und Geophysik bei der Akademie der Wissenschaften in einem anderen Licht. Eine Expeditionsgruppe geht in die Antarktis? Bitte: Wir stellen die nötigen Verbindungen über Grenzen hinweg her; besorgen oder fertigen Geräte an, bauen vorhandene zweckentsprechend um; buchen Flugkarten und erledigen Paß- und Visaangelegenheiten; schaffen, wenn nötig, die Verpflegung heran, Zelte, Boote, Gletscherbrillen, Unterwäsche, Bergschuhe, Lampen. Wäre hier ein Warenhaus, könnte es werben: „Wir liefern, was Sie brauchen — vom Fellstiefel bis zum eissturmfesten Holzhaus." Wäre hier eine Reisevermittlung, könnte es werben: „Dreimonatsreisen, Zweijahresreisen — wohin Sie wollen. Per Schiff, per Flugzeug, per Schlittenzug."
Und wäre hier eine Agentur, könnte sie werben: „Wir vermitteln internationale Zusammenarbeit, wir koordinieren und stellen Kontakte her." Die Mitarbeiter können von sich sagen: „Wir machen alles! Gleich, wo Sie als Forscher sind — für Ihre Frauen und Kinder besorgen wir zu Feiertagen Blumen und Geschenke. Wir übermitteln Nachrichten, Funkspruch genügt!"
Die Arbeitsaufträge für Bodo Tripphahn, den umsichtigen Leiter der zentralen Ausrüstungsstelle, und seine Mitarbeiter sind vielseitiger, als es hier angedeutet werden konnte.
„Expedition", „Forschungsreise", „Eisbrecher", „Gletscher", „Polarforscher" — das sind Begriffe, die uns seit unseren Kinderjahren begleiten. Sie sind mit Romantik und Abenteuer, mit Kampf und Glück verbunden.
Ist es heute leichter geworden für die Männer im Eis? Ja, die neuzeitliche Technik erleichtert vieles, gibt mehr Sicherheit, auch manche Bequemlichkeit. Aber der Mann muß sich heute wie damals bewähren. Nicht nur als Wissenschaftler. Er muß sich als Mensch bewähren.
Im Komitee in Potsdam, für die zentrale Betreuung und Vorbereitung von Expeditionen geschaffen, wurde hinter Zahlen und Fakten auch diese Seite lebendig. Dr. Skeib und Jochen Kolbig, DDR-Teilnehmer an der Antarktisexpedition 1960, mußten mit ihren sowjetischen Kameraden von den Opfern der Brandkatastrophe vom 2. zum 3. August 1960 in Mirny Abschied nehmen: von 6 sowjetischen Genossen, von dem Tschechen Oldrich Kostka und dem DDR-Wissenschaftler Christian Popp. Opfer und Kampf fordert der sechste Kontinent nach wie vor — Glücksgefühl und Befriedigung gibt er nach bestandener Prüfung. Vielleicht klingt es pathetisch, wenn ich sage, daß die jungen Wissenschaftler unserer Republik stolz sind auf ihre Mitarbeit und die von ihnen erreichten Erfolge bei internationalen Forschungsprogrammen.
Ein nüchternes Büro, geordnete Magazinräume, eine Werkstatt — wieviel verbirgt sich doch dahinter. Allein 1964 zum Beispiel stand die Ausrüstung für 40 Forschungsvorhaben auf

LEIPZIG 701
INTERNATIONALE LEIPZIGER DOKUMENTAR- UND KURZFILMWOCHE

dem Programm. Ende 1968 ist übrigens die Ablösung für die Antarktis auf große Fahrt gegangen. Wenn dieses Heft im Druck ist, Ende März, wird die abgelöste Gruppe in Leningrad eintreffen. Und im Oktober werden sie alle und wir mit dem 20. Jahrestag der Republik zugleich den 10. Jahrestag der DDR-Beteiligung an der Antarktisforschung begehen.

Karl-Heinz Böhle

Solidarität

Für das kämpfende vietnamesische Volk erschienen in den vergangenen Jahren drei Zuschlagsmarken; die beiden ersten erbrachten einen Sonderbetrag von über 250 000 Mark, die dem Vietnam-Solidaritäts-Komitee für den Kauf von Medikamenten und anderen benötigten Gütern zuflossen.

„Weil ich ein VAR-Bürger bin, bewundere ich Eure Republik, die alle Ketten zerbrochen hat. Wir vergessen nicht die Unterstützung, die Ihr uns während der heimtückischen israelischen Aggression auf unsere liebe Heimat geschenkt habt." Briefe wie dieser von Mohamed Saad Abdel Fatah Omars aus der VAR kommen täglich aus den arabischen Ländern in den „Verlag Zeit im Bild", Dresden, der mehrere sehr gefragte Zeitschriften für das Ausland herausgibt.

An den Herrn Vorsitzenden
des Staatsrates der DDR
Walter Ulbricht

Dr. Albert Schweitzer
Lambarene Gabon
West-Äquatorial-Afrika 9. 8. 1961

Sehr geehrter Herr Vorsitzender

Ich danke Ihnen herzlich für Ihr so freundliches Schreiben vom 20. Juli 1961. Aus ihm ersehe ich, daß Sie dem, was ich über den Frieden gesagt habe, zustimmen und daß Sie auch der Idee der Ehrfurcht vor dem Leben sympathisch gegenüberstehen.

Mit großer Teilnahme habe ich gelesen, was Sie über den Plan des Friedens und die Verwirklichung desselben ausführen. Möge es allen, die sich um den Frieden in bestem Bemühen einsetzen, gegeben sein, etwas von seinem Kommen zu erleben, und möge die Erkenntnis, daß ohne die Verwirklichung des Friedens die Existenz der Menschheit gefährdet ist, sich in der Welt durchsetzen.

Mit besten Grüßen Ihr ergebener Albert Schweitzer

Anläßlich der Herausgabe von drei Sonderbriefmarken zu seinem 90. Geburtstag am 14. Januar 1965 schrieb der Nobelpreisträger Albert Schweitzer:

„Ihr Land ist ja so gütig für mein Hospital und erweist mir soviel Liebe. Wie gern käme ich in die DDR, um Ihnen selber zu danken, aber ich muß mir in meinem Alter alles Reisen versagen."

Albert Schweitzer starb im gleichen Jahr in der Nacht zum 5. September 1965.

NVA

DIENST-LAUF-BAHNEN

Raketentruppen und Artillerie

Die Raketentruppen und Artillerie sind die Hauptschlag- und Feuerkraft der Landstreitkräfte. Die Raketentruppen sind in der Lage, großflächige Ziele aller Art in kürzester Frist und unter allen geographischen, meteorologischen und zeitlichen Bedingungen zu vernichten. Ihre Reichweiten übertreffen mehrfach die der herkömmlichen Artillerie. Zusammen mit den mot. Schützen, Panzern und Fliegern lösen die Raketentruppen und Artillerie im Gefecht die Hauptaufgabe bei der Zerschlagung der gegnerischen Kräfte und Mittel, vor allem der Kernwaffeneinsatzmittel. Die Artillerie unterstützt mit ihrem Feuer die Gefechtshandlungen der mot. Schützen und Panzer. Entsprechend den unterschiedlichen Zwecken verfügen die Raketentruppen und Artillerie über Granatwerfer, Artillerie und Raketensysteme der verschiedensten Art. Die maximale Wirkung der Raketenschläge und des Artilleriefeuers wird durch höchste Präzision und Schnelligkeit beim Ermitteln der Anfangswerte sowie beim Führen der Schläge erreicht. Dazu stehen den Truppen moderne Nachrichten-, Meß-, optische und fotografische Mittel, Nachtsichtgeräte, Funkmeß-, meteorologische und ballistische Stationen sowie moderne Rechengeräte zur Verfügung.

OFFIZIERE, Artillerieoffizier

Anforderungen

Die Offiziersbewerber müssen der Arbeiter-und-Bauern-Macht treu ergeben und bereit sein, als Berufssoldat in der NVA zu dienen. Schulische und berufliche Voraussetzungen: Abitur oder 10. Klasse mit abgeschlossener Berufsausbildung (Dreher, Fräser, Schlosser, Mechaniker, Elektriker, Fernseh- und Rundfunkmechaniker, Facharbeiter der Steuerungs- und Regelungstechnik, Vermessungsfacharbeiter u. a.). Höchstalter 23 Jahre, Tauglichkeitsstufe I. Sie sollen an der vormilitärischen Ausbildung der GST teilgenommen haben sowie das Schwimmabzeichen und die Fahrerlaubnis Klasse V besitzen.

Ausbildungsweg

Das Direktstudium an der Offiziersschule der Landstreitkräfte „Ernst Thälmann" in Zittau

dauert 3 Jahre. Es umfaßt u. a. folgende Fächer: Dialektischer und historischer Materialismus, Politische Ökonomie, Geschichte der Arbeiterbewegung und Militärgeschichte, Politische Führung und Erziehung, Mathematik, Physik, Chemie, Russisch, Pädagogik/Psychologie, Taktik, Schießausbildung mit Artillerie- und Schützenwaffen, Militärtopographie, Artillerievermessung, Elektrotechnik, Technisches Zeichnen, Pionier-, Funkmeß- und Schallmeßausbildung, Fotogrammetrie, Meteorologie, Militärische Körperertüchtigung.
Nach der militärischen Grundausbildung werden die Offiziersschüler zum Kanonier, Geschützführer und Zugführer herangebildet und mit den Aufgaben eines Batteriechefs vertraut gemacht. Daneben werden ihnen Kenntnisse vermittelt über Aufgaben und Einsatzmöglichkeiten aller anderen Waffengattungen. Nach erfolgreichem Abschluß der Offiziersschule werden die Absolventen zum Unterleutnant ernannt und erhalten den zivilberuflichen Qualifikationsnachweis als Oberstufenlehrer für polytechnischen Unterricht.

Einsatz in der Truppe

In den Artillerieeinheiten können die Offiziere eingesetzt werden als Zugführer eines Feuerzuges, eines Führungszuges oder eines Aufklärungs- und Vermessungszuges sowie als Batterieoffizier, in den Einheiten der Instrumentalaufklärung als Zugführer für optische Aufklärung, Vermessung, Funkmeßaufklärung oder -ortung, Schallmeß, Artillerie-Fotogrammetrie oder als Stationsleiter eines meteorologischen Zuges. In den Raketeneinheiten ist nach zusätzlicher Qualifizierung der Einsatz als Zugführer in einer Panzerabwehr-Lenkraketen-Batterie möglich, als Leiter einer Startrampe, Führer eines Feuerzuges oder Leiter Anfangsangaben. Mit der Übernahme ihrer Funktion sind sie voll verantwortlich für die Führung, Erziehung und Ausbildung ihrer Unterstellten.

Perspektiven

Nach Vervollkommnung ihrer Kenntnisse, Aneignung praktischer Erfahrungen und entsprechender Qualifikation besteht die Möglichkeit, als Batteriechef oder in gleichgestellten Funktionen eingesetzt zu werden. Bei Neigung und Fähigkeit sowie durch Besuch spezieller Lehrgänge ist auch der Einsatz als Politoffizier in verschiedenen Funktionen möglich. Die spätere Übernahme höherer Kommandeurs- und Stabsfunktionen ist vom Besuch einer Militärakademie abhängig.

UNTEROFFIZIERE, Gruppenführer Artillerie-Aufklärung

Anforderungen

Die Bewerber müssen bereit sein, zum Schutze des sozialistischen Vaterlandes mindestens 3 Jahre freiwillig als Soldat auf Zeit zu dienen. Erforderlich sind der Abschluß der 10. Klasse, Tauglichkeitsstufe I oder II sowie hohe körperliche Leistungsfähigkeit. Besonderer Wert wird auf gute mathematische Kenntnisse gelegt und auf das Vermögen, räumlich zu sehen. Die Teilnahme an der vormilitärischen Ausbildung der GST ist erwünscht.

Ausbildungsweg

Nach Abschluß der vierwöchigen militärischen Grundausbildung werden die Bewerber zum Unteroffiziersschüler ernannt. Danach erfolgt ihre fünfmonatige Ausbildung zum Aufklärer und Gruppenführer. Sie umfaßt u. a. folgende Fächer: Politische Schulung, Gefechtsdienst, Artillerieschießausbildung, -aufklärung, -vermessung und -geräte, Nachrichten-, Schutz-, Schieß-, Exerzier-, Pionier-, Sanitäts- und Methodikausbildung sowie Dienstvorschriften, Topographie und Militärische Körperertüchtigung. Nach erfolgreichem Abschluß des Lehrganges werden die Teilnehmer zum Unteroffizier befördert.

Einsatz in der Truppe

Die Unteroffiziere werden in der Regel als Gruppenführer für Artillerie-Aufklärung einer Batterie eingesetzt. Mit der Übernahme dieser Funktion sind sie voll verantwortlich für die Führung, Erziehung und Ausbildung ihrer Gruppe sowie für die Einsatzbereitschaft der Waffen und technischen Mittel.

Perspektiven

Geeignete Gruppenführer können, sofern sie sich als Berufssoldat verpflichten, später Ausbilder oder Hauptwachtmeister werden. Bei entsprechender Fähigkeit ist auch der Übergang zu anderen Laufbahnen der Raketentruppen und Artillerie möglich.
Bei ehrenvollem Ausscheiden aus dem aktiven Wehrdienst können die in die Reserve versetzten Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten die Rechte der Förderungsverordnung beanspruchen.

Gefilmt

Das westdeutsche Fernsehen wollte einen Film über die Bundesmarine drehen und – erlebte dabei sein blaues Wunder. Die Marineführung lehnte praktisch das Thema: „Diskussion von Marineoffizieren über die Novemberrevolution" ab. Weshalb eigentlich auch nicht? Wird doch in der Bundesmarine bereits genügend gefilmt!

•

Wie wär's denn mit einem Besuch im BBK, im Bundesmarine-Bord-Kino? Da gibt es Sachen, von denen einem Hören und Sehen vergehen kann – falls man vorher richtig sehen und hören konnte. Aber gerade darum werden die 35 000 Boys der Bundesmarine so oft ins BBK geschickt, damit sie vor lauter Antikommunismus nicht mehr richtig sehen, hören und urteilen können. Sehen Sie, der Vorhang geht schon auf: „Mit Rommel in der Ostsee" oder „Im Kielwasser des Wüstenfuchses", ein hochbrisanter Streifen erwünschten Frontdenkens.

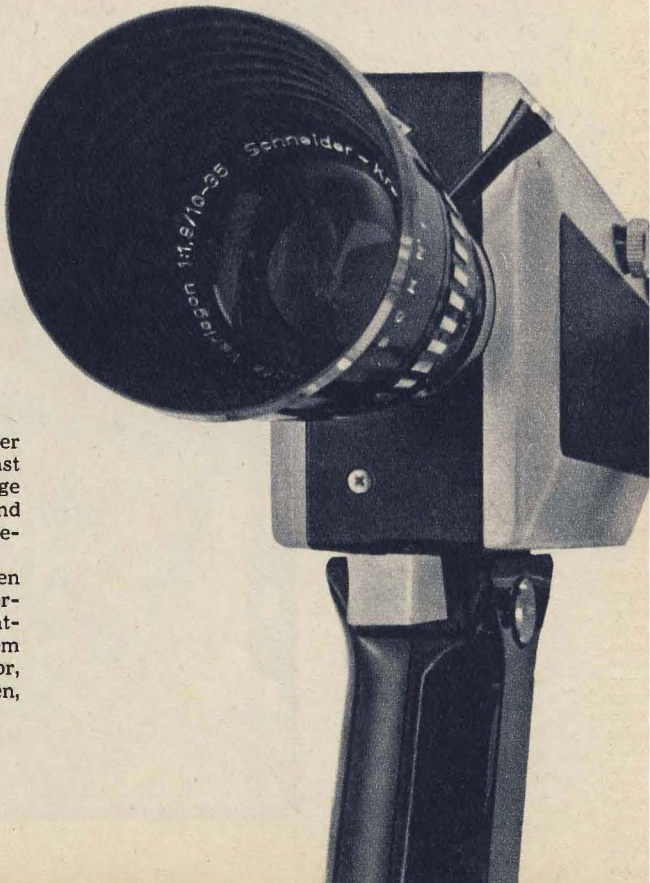
Es beginnt mit eine Flasche. Mitten aus den anwesenden Ehrengästen heraus zerschellt sie am Bug des neuesten Zerstörers der Bundesmarine, der auf den Namen Rommel getauft wird. Die Kamera gleitet über die nach dem Pyramidenprinzip errichteten Aufbauten des Schiffes und erfaßt dann voll die Gesichter der bundesdeutschen Prominenz. Unter denen, die zum Taufakt nach Bath im US-Staat Maine geflogen sind, befinden sich Bundesverteidigungsminister Schröder sowie die Witwe und der Sohn jenes Generalfeldmarschalls, der vom Heer der Bundeswehr schon mit mehreren „Rommel"-Kasernen und dem alljährlichen „Rommel"-Schießpreis geehrt wird. Nun hat auch die Bundesmarine ihren Rommel; der Geist des „Wüstenfuchses" wird demnächst auch auf der Ostsee regieren, wo das künftige erste (Raketen-) Zerstörergeschwader den Feind „So weit östlich wie möglich" – laut Marineinspekteur Jeschonnek – packen soll.

Ostwärts war auch der Blick des unvergessenen Generalfeldmarschalls gerichtet. Den Verschwörern des 20. Juli 1944 nahestehend, entwarf er Operationspläne für die Zeit nach dem Gelingen des Putsches. Diese Pläne sahen vor, den Krieg gegen die Westmächte abzubrechen, um ihn mit geballter Kraft gegen die Russen weiter führen zu können. Dieser, man darf es wohl so sagen, Vor-NATO-Geist erlebt jetzt auch zur See seine verdiente Würdigung. Alles in allem, ein vorwärts-strategischer Traditions-Streifen.

Und im Vorprogramm eine Sportschau vom Boxkampf der Marineführung gegen die Kieler Stadtverwaltung um die Freigabe der Südmole des Scheer-Hafens für das erste Zerstörergeschwader. Die „Lütjens", die „Mölders" und die „Rommel" würden dann symbolisch beim Flottenchef der kaiserlichen Kriegsmarine festmachen. Admiral Scheer hatte 1917 die Matrosen-Meuterer Reichpietsch und Köbis exekutieren lassen, weil diese Brot und Frieden für das deutsche Volk wollten. Die einwandfrei kommunistische Tendenz dieser Forderung macht es verständlich, daß das Bundesverteidigungsministerium in Köbis und Reichpietsch keine Leitbilder der Bundeswehr sehen kann. Rommel ist dagegen der Mann. Es gibt auch nicht den Anschein eines Beweises dafür, daß er jemals ähnliche Forderungen erhoben hat. Wo wäre sein Vermächtnis besser aufgehoben als unmittelbar im Scheerhafen? Also Film akv. (antikommunistisch wertvoll).

Nun zur „Jungfrau von Laboe", einem enthüllenden Beitrag des Marinefilmstudios unter finanzieller Beteiligung der Firma Krupp. Film ab!

In langem Strom ziehen Matrosen der in Kiel stationierten Geschwader der Bundesmarine, nein, nicht hinaus zur Jungfrau, sondern zum Marine-Ehrenmal von Laboe. Und das alle Jahrgänge wieder, um „Anschluß an stiftende Traditionen" zu gewinnen, die in diesem Fall



„Mit ihrer Vergangenheit wäre ich schon bald im Oberkommando der Bundesmarine!"

nur dem Untergang entstammen können, der in Laboe verherrlicht wird. Die Matrosen sehen die Namen von Zehntausenden, die als Opfer des deutschen Imperialismus und Militarismus auf See geblieben sind. Was sie dabei denken, ist unbekannt. Vielleicht denken sie überhaupt nicht.

Oder sie denken an die Jungfrau von Laboe, jener bei der Marine legendären Gestalt, die es gar nicht gibt und die demzufolge nichts zu enthüllen hat. Enthüllend für die Laboe-Pilger wäre hingegen die Tatsache, daß die 32 000 der im zweiten Weltkrieg gefallenen deutschen U-Bootmatrosen auf Krupp-Booten und für Krupp-Profit umgekommen sind, was den Krupp-Konzern heute geradezu beflügelt, am U-Bootprogramm der Bundesmarine (es sieht unter anderem 1000-Tonnen-Boote vor) führend beteiligt zu sein. Über diese Zusammenhänge blendet der Film geradezu blendend hinweg, dank der finanziellen Zuvorkommenheit des Hauses Krupp, dessen Film-Springer prompt nackte Busen bringen und keine nackte Geschichte, wenn es um nackte Profite geht. Und Krupp geht es nur darum. Deshalb auch die alljährliche Weihnachts-Kerzen-Illumination der Berta-Krupp-Schule in Essen-West, um „die Verbundenheit mit den Brüdern und Schwestern jenseits der Zonengrenze" zu zeigen. Jenseits der Grenze liegen Werke, die niemals mehr dem Krupp-System gehören werden, und wenn es noch so viele Kerzen ins Fenster stellt und U-Boote zu Wasser läßt.

Filmbesucher, die sich vom Titel des Films mehr versprochen haben sollten, verweisen wir auf den knallharten Western „Der Ritt auf der Tartar". Er bietet bunte Farben und, wie immer beim Western, viel Phantasie. Gerade das Richtige fürs Bundesmarine-Bord-Kino. Los gehts, mit dem Neuesten aus der maritimen Wunschtraumfabrik.

Umgepflügte See, ragende Raketen, blitzende Abschüsse, sinkende (Feind-) Schiffe, Hurra, Hurra, Hurra! Mehr ist über diesen Film kaum zu sagen, der keinen Wunsch der Führung offen läßt, die Ostsee zu einem Bonner Meer zu

„. . . und nun kämpft mal schön, damit wir unsere freiheitliche Ordnung behalten!"

Collagen: Klaus Arndt

machen. Viel Tamtam um Wunder-Schiffe und um die von westdeutschen Experten speziell für die Schnellboote weiterentwickelte amerikanische Rakete Tartar Standard A, das Waffensystem auch für Fregatten und Zerstörer. Mancher Filmbesucher erklärte, er habe während des ganzen Films (der Ausbildung bei der Bundesmarine) das Gefühl gehabt, der fast schlagkräftigsten Armee der Welt anzugehören, und besondere Aufklärung über die Kräfte des Gegners vermisse er deshalb gar nicht. Was Wunder, wenn die so aufgeklärten Matrosen nach der Aufführung dieses Films auf die (Meeres-) Straße strömen und kraftprotzen: „Wir hätten noch mehr rangehen müssen, als Ausgleich für die Mauer!" – „Wir hätten den kommunistischen Verbrechern zeigen müssen, was eine Harke ist!" Es handelt sich hier um wörtliche Äußerungen von Maaten und Bootsleuten des Zerstörers „Schleswig-Holstein", nachdem das Schiff ein MLR-Schiff der Volksmarine umkreist hatte; an Bord des Zerstörers herrschte Gefechtsalarm.

Alles in allem: Ein Film, der Phantasie und Realitäten dermaßen mißbraucht, daß er nur zu Privataufführungen im Bundesmarine-Rahmen zugelassen ist. Für die Öffentlichkeit bestimmt ist dagegen der Streifen „Die große Gefahr", ein Superschocker in Rot in Total-(erkriegs-) Vision. Man nehme rote Farbe, verrühre sie mit wirren Behauptungen und wüsten Beschimpfungen gegen das sozialistische System, blende ein paar Aufnahmen von Berliner Maiparaden der Nationalen Volksarmee hinein, schmecke mit einer Goebbels-Prise der psychologischen Kriegführung ab, blase alles kräftig auf und warte ab, bis dem Zuschauer das maritime Kräfteverhältnis im Ostseeraum mit 6 : 1 für die vereinigten sozialistischen Ostseeflotten erscheint. Die Themenstellung des Films beweist die Notwendigkeit der Breitwand. Sehr gelungen auch die Aufnahmen mit der Schröder'schen vergröbernden Vergrößerungsoptik, um dem Zuschauer den offiziellen Blickwinkel vorzuspiegeln. Die Verkleinerungs- bzw. Bagatellisierungslinse hingegen erweist sich als empfehlenswert für die Projizierung der eigenen Absichten. Effekt: Der Zuschauer sieht rot. Was kann er von diesem Film noch mehr verlangen?

Kommen wir demzufolge „Zur Sache, Schätzchen", dem Träger des Bundesfilmpreises für 1969, ein Produkt der (west-) deutschen Jungfilmer, die mit „Opas Kino Schluß machen wollen". Also nieder mit den Schmarren und dem Althergebrachten, deshalb hin mit dem Thema „Neues in Mürwik?" zur Marine-Offiziersschule. Wie wär's mit einem Dokumentarfilm speziell über deren „historische Sammlung"? Dort gruppiert sich die Reichskriegsflagge des Nazi-Schlachtschiffes „Tirpitz" um Erinnerungsstücke, die das Hakenkreuz tragen. Die „Rheinische Zeitung" liefert dazu folgenden Untertext: „In Mürwik drängt sich der Eindruck auf, daß die beiden verlorenen Weltkriege im Grunde spurlos vorübergegangen sind. Man hat das Gefühl, die Marine würde nach einem dritten Weltkrieg genauso wie jetzt weitermachen, wenn auch nur ein einziger Offizier am Leben bliebe, der durch die Schule Mürwik gegangen ist."

Weitermachen? Das gäbe auch Stoff zu einem Filmporträt über einen Mann namens Ostertag. Als Flottillenchef einer Minensuchflottille begrüßte dieser Ostertag am 4. Mai 1945 die Ernennung des Nazi-Großadmirals Dönitz zum „Reichskanzler" und Nachfolger Hitlers mit den Worten: „Wir machen weiter – trotz alledem! Wir sind jetzt das Freikorps Dönitz!" Ostertag macht noch heute weiter: Er ist Admiral und Leiter der Marineschule Flensburg-Mürwik, wo es bei Banketten aus trunkenen Kehlen dröhnt:

„Die Katze pupt,
der Esel scheißt,
es lebe der alte,
U-Bootskommandanten-Flottillenführergeist."

„Es gibt nur ein Weltbild für Euch, Matrosen, und das ist das kapitalistische Weltbild."

Der alte Geist! Westdeutschlands Jungfilmer könnten, abgesehen von den Waffen, kaum Neues drehen in der Bundesmarine. Es wäre ein Film in (alter) Farbe – schwarzweißrot, ein Film mit Scheer und Dönitz und Rommel, ein Blick in gegenwärtige Vergangenheit. Wer gefilmt wird, ist klar: 35 000 Angehörige der Bundesmarine, auch die Matrosen des Marineausbildungs-Bataillons Glückstadt, deren Unterkünfte „Mecklenburg" und „Pommern", „Westpreußen" und „Ostpreußen", „Schlesien" und „Brandenburg" und „Berlin" heißen. Laut brüllt ein Ostertag: „Weiterm . . ." Filmriß.

(Nachbemerkung: Dieser Filmriß würde weit westlich von Berlin erfolgen). *Heinz Hentrich*

Projekt RAUMSTATION

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Das älteste genauer durchdachte und damit erste ernsthafte astronautische Großprojekt stammt noch aus den „Großvätertagen" der Raumfahrtforschung. Bemerkenswert daran ist, daß es nicht dem Mondflug galt, wie man wegen der unbestrittenen Attraktivität und Perspektive dieses Ziels durchaus hätte annehmen können. Die Pioniere des Raumfahrtgedankens hatten nämlich die großen technologischen und vor allem antriebsenergetischen Schwierigkeiten erkannt, die dem Flug des Menschen zum Mond und den Planeten entgegenstehen. So konnten die grundlegenden Probleme nur durch ein auf sehr weite Sicht angelegtes Entwicklungsprogramm gelöst werden, wobei einem Zwischenschritt die Rolle eines raumfahrttechnischen Schlüsselproblems zukam.

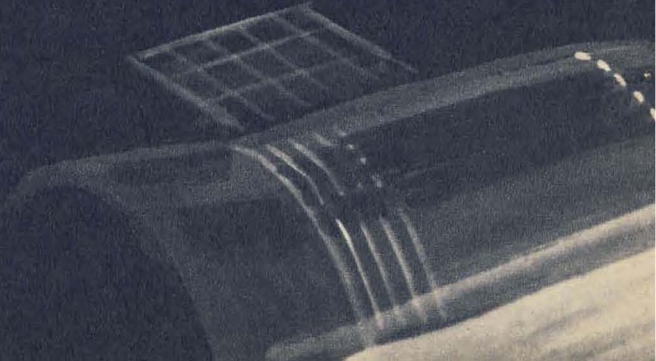
Von Männern wie Ziolkowski, Oberth, Noordung und anderen in den zwanziger Jahren manchmal schon bis ins Detail beschrieben, sollten bemannte Großsatelliten als dauerhafte Raumstationen – damals sprach man meist von „Außenstationen" – auf mehr oder weniger erdnahen Umlaufbahnen die Erde umkreisen, um als Stützpunkte für den Zusammenbau und die Startvorbereitung großer bemannter Mond- und Planeten-Flugsysteme zu dienen. Man hatte damals zwar noch nicht die geringste Vorstellung von der Praxis einer Rendezvous-Zubringertechnik, aber den entscheidenden Vorteil dieses „Sprungbrett"-Verfahrens hatte man erkannt. Auf diesem Wege ließen sich nämlich mit technologisch vorstellbaren Trägerraketen die Komponenten von großen bis sehr großen Raumflugsystemen sozusagen „stückweise" in den Raum bringen und dort zusammensetzen. Das galt auch für die dabei als Stützpunkte gedachten Raumstationen, die ja selbst große Raumflugkörper darstellen und demzufolge auch erst in einer Erdumlaufbahn zusammengebaut und dann mit einer entsprechenden Betriebstechnik (Ablösen und Versorgen der Besatzung usw.) unterhalten werden sollten. Dafür entwickelte man aber schon sehr weitreichende und durchaus zutreffende Gedanken über die zusätzliche Nutzung derartiger künstlicher Großsatelliten als außerirdische wissenschaftliche Beobachtungs- und Forschungsstationen.

Auch die heute geübte Raumfahrtpraxis läßt erkennen, daß das Raumstationsprinzip im Hinblick auf Mond- und Planetenflüge bemannter Raumschiffe tatsächlich ein Verfahren von grundlegender und damit weitreichender Bedeutung ist. Ebenso haben die Aspekte der wissenschaftlichen Arbeit auf einer solchen Station noch immer ihre Gültigkeit behalten bzw. haben sich noch verstärkt.

Neben zahlreichen anderen Beispielen aus jüngster Zeit (hohe Startfrequenz der „Kosmos"-Satelliten, Rückführung der Mondflugkörper „Sonde 5" und „Sonde 6" zur Erdoberfläche, Doppelflug der Planetensonden „Venus 5" und „Venus 6") für ihre systematisch auf großer Breite voranschreitende Raumfahrtentwicklung demonstrierten die sowjetischen Wissenschaftler im Januar dieses Jahres, daß sie auch dem Raumstationsproblem mit klug gewählten und zuverlässig vorbereiteten Schritten nachgehen.

Mit dem komplexen Ablauf des aufsehenerregenden Doppelflug-Unternehmens der beiden bemannten Raumfahrzeuge „Sojus 4" und „Sojus 5" bewiesen die sowjetischen Raumfahrtwissenschaftler, daß sie die wesentlichen technologischen Details zum Aufbau von Raumstationen klar beherrschen. Das wurde vor allem dadurch deutlich, daß nicht nur erstmalig schlechthin zwei bemannte Raumflugkörper in einem Kopplungsrendezvous zusammengeführt wurden, sondern „Sojus 4" und „Sojus 5" dabei mit ihrer speziellen Auslegung – gegenüber allen früher gestarteten bemannten Raumfluggeräten – dem Prinzip echter Raumstationskomponenten oder -zubringer entsprachen. Ihr Aufbau aus jeweils einer universell wissenschaftlich und raumflugtechnisch nutzbaren Bahnsektion, einem gleichzeitig als Rückkehrkabine ausgebildeten Führungsmodul sowie einer geräte- und antriebstechnischen Komponente ließ nach der Kopplung eine Einheit entstehen, die man mit vollem Recht als erste Experimental-Raumstation bezeichnen kann.

Die Abwicklung des mit Radar- und Sichtführung bewältigten Redezvous- und Kopplungsmanövers zeigte eine absolut sichere Verfahrenstechnik und Technologie in der Raumfahrzeugführung, wie sie für die gesamte zukünftige Raumstationstechnik zwangsläufig eine grundlegende Voraussetzung ist. Besonders bemer-

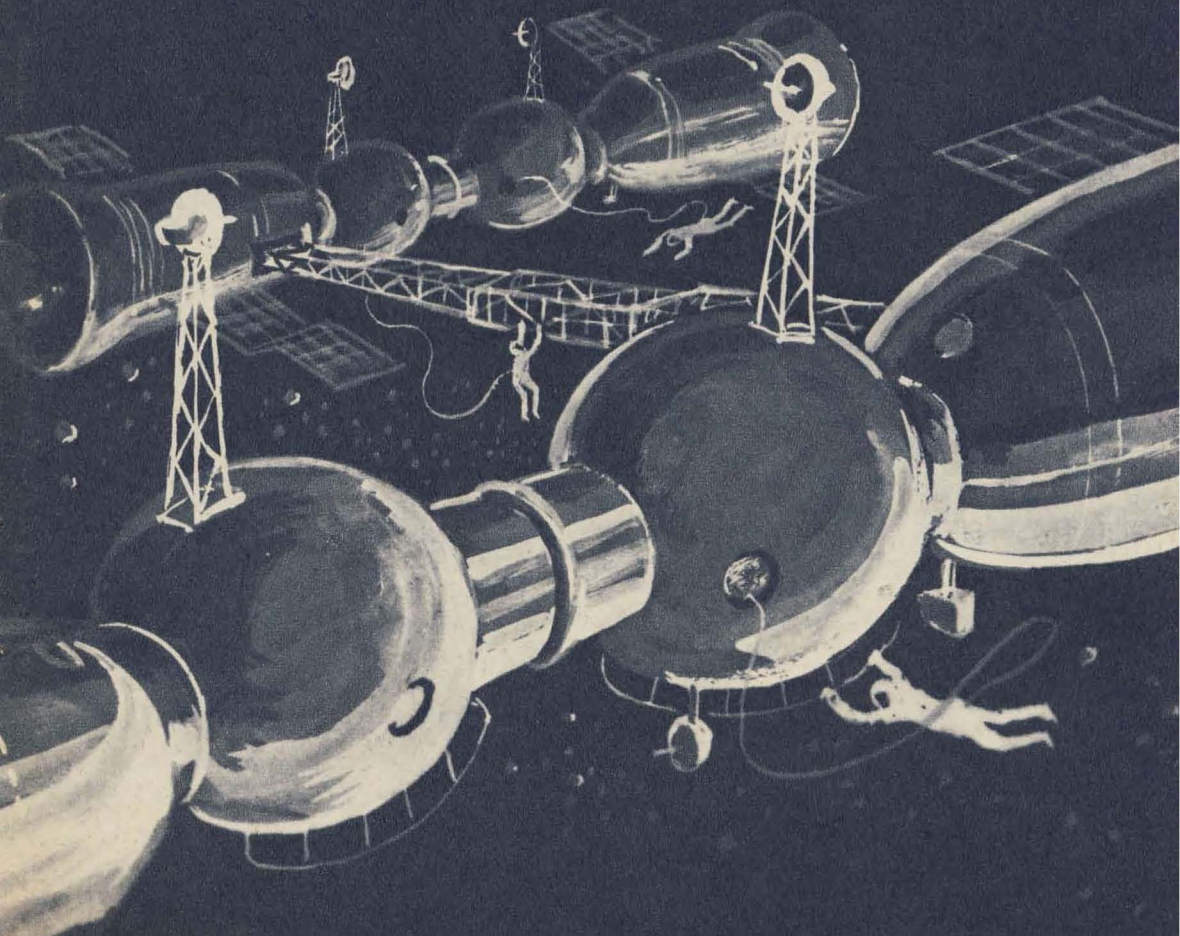


Zeichnung: Hans Räde

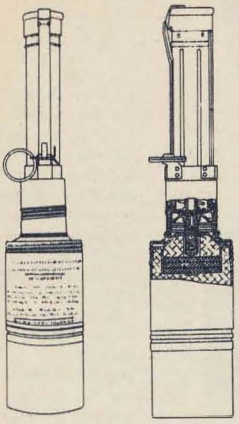
kenswert war dabei, daß die Sichtkontrolle in der letzten Annäherungsphase indirekt über Fernsehkameras erfolgte, was durch die für die Kopplung der Bahnsektionen bedingte Anordnung von Führungsmodul und Bahnsektion bedingt war, im Führungsverfahren für den Aufbau von Raumstationen beziehungsweise in deren Zubringerverkehr jedoch auch weiterhin eine maßgebliche Rolle spielen wird. Die Kombination eines vollautomatisch gesteuerten Annäherungsrendezvous mit einem handgesteuerten Kopplungsmanöver bietet unter optimalen antriebsökonomischen Bedingungen wesentlich breitere Anpassungsmöglichkeiten für den Ablauf eines solchen Vorgangs, als es mit vollautomatischen Geräten allein möglich wäre. Dieser Verfahrenstechnik käme gegebenenfalls vor allem für Einsätze zur Unterstützung von havarierten Raumfahrzeugen in Erdumlaufbahnen große Bedeutung zu.

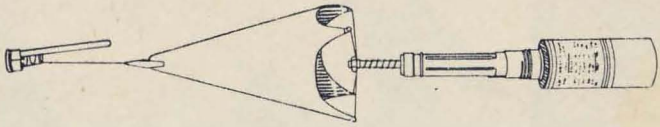
Im weiteren Verlauf des Experiments zeigte sich dann besonders die universelle Rolle der Bahnsektionen. Sie dienten nicht nur als Ruhe- und Arbeitsraum für die Kosmonauten, sondern daneben noch als „Umkleidekabine" und Ausstiegsschleuse. Von außerordentlicher Tragweite war dabei zweifellos die Demonstration einer neuen Verfahrensweise in bezug auf den Einsatz von Raumanzügen, die sozusagen im „Kleiderschrank" mitgeführt wurden. Die hervorragende technische Zuverlässigkeit der Kabinen und ihrer Versorgungssysteme machte, wie auch schon bei früheren sowjetischen Unternehmen, in allen Normalphasen des Raumfluges das Tragen von Raumanzügen nicht mehr notwendig.

Zum erstenmal demonstrierten die sowjetischen Kosmonauten Chrunow und Jelissejew, daß man sogar unter den schwierigen Bedingungen der Schwerelosigkeit und nur mit Unterstützung der anderen Besatzungsmitglieder, einen separat mitgeführten Raumanzug anlegen, vollständig überprüfen und funktionssicher einsetzen kann. Als weitere Neuheit kam schließlich noch hinzu, daß es sich dabei um Raumanzüge mit autonomem Klimasystem (Atemluftversorgung usw.) handelte, die den beiden ausgestiegenen Kosmonauten nicht nur einen einstündigen Aufenthalt und freies Arbeiten im Weltraum, sondern letzthin auch den Überstieg in die Bahnsektion des anderen Raumfahrzeuges ermöglichten. Für Aufbau, Wartung und Reparatur von separaten großen technischen Einrichtungen (z. B. Antennensystemen, Teleskopen) oder Außenbordanlagen einer Raumstation wird für deren Besatzung der Ausstieg in den freien Raum zukünftig sicher einen festen Bestandteil ihres Einsatzprogrammes ausmachen. Der perfekte Ablauf und die bemerkenswerten raumflugtechnischen Einzelheiten des sowjetischen Unternehmens lassen für das Projekt „Raumstation" schon bald weitere Fortschritte erwarten.



Im Kampf





Das Schema zeigt die allgemeine Ansicht der Panzerhandgranate RKG-3 und ihre Ansicht im Fluge bei geöffneter Stabilisierung.

Mit kräftigem Schwung schleudert der Soldat die über 1 000 g schwere Panzerhandgranate. Noch im Fluge öffnet sich eine im Stiel befindliche Stabilisierungseinrichtung, so daß die Handgranate in jedem Falle mit dem Kopfteil auf das Ziel auftrifft.

Wie der Chronist überliefert, soll der erste Tankjäger, nachdem er mit dem Mute der Verzweiflung auf einen englischen Tank aufgesprungen war und ihn durch die „Dachluke" mit Handgranaten vernichtet hatte, ausgerufen haben: „Jetzt weiß ich, wie's gemacht wird!" Er hatte den Tankschreck überwunden, das rasselnde Ungetüm an sich vorbeifahren lassen und den Panzer an seiner schwachen Stelle gepackt.

Diese Erfahrung ist noch heute gültig. Zunächst ist die eigene Angst zu bekämpfen – dann kann der Panzer angegangen werden.

Vielfältig sind die Gefechts-

mit Panzern

Oberstleutnant
Dipl. rer. mil.
Hans Weigt

Eine besondere Form der Panzernahbekämpfung ist das Blenden, d. h. alle Einrichtungen des Panzers, die die Besatzung braucht, um sehen, zielen und beobachten zu können, werden mit Hilfsmitteln abgedeckt oder verstopft. Der Panzernahbekämpfer springt aus einer Hausruine auf den Panzer, bedeckt mit einer Plane die wichtigsten Sichtgeräte oder verschmiert sie mit Erde.

situationen, in denen sich der Nahkampf gegen Panzer erforderlich macht. Vor allem wird es dort der Fall sein, wo andere Panzerabwehrmittel unzweckmäßig sind oder gar nicht eingesetzt werden können, beispielsweise im Wald- oder Ortskampf. Deshalb nimmt die Panzernahbekämpfung einen festen Platz im System der Panzerabwehr ein. Die Panzernahbekämpfer sind aber keine besondere Kategorie von Soldaten. Unter den heutigen Verhältnissen des Einsatzes von Panzerfahrzeugen muß jeder Soldat, gleich welcher Waffengattung oder Spezialtruppe er angehört, damit rechnen, vor die Aufgabe gestellt zu werden, gegnerische Panzer im Nahkampf zu vernichten. Natürlich werden es in erster Linie die mot. Schützen sein, die mit solchen Aufgaben konfrontiert werden. Da Panzer aber Stoßkräfte sind, ist ein unerwarteter Einbruch an einer Flanke der Gefechtsordnung durchaus möglich. Also gilt die Panzernahbekämpfung auch für alle anderen Waffengattungen, für die Artilleristen in ihren Feuerstellungen; die Transporteinheiten während des Nachschubs; für Instandsetzungseinheiten, rückwärtige Führungsstellen und Versorgungspunkte sowie medizinische Einrichtungen, die im rückwärtigen Raum entfaltet sind, um nur einige Beispiele zu nennen.

Der Nahkampf gegen Panzer wird sich auch dort notwendig erweisen, wo wegen besonderer taktischer Aufgaben bzw. einer speziellen Zusammensetzung von Kommandos andere Panzerabwehrwaffen nicht mitgeführt werden.

Wir sehen, daß Panzernahbekämpfer keine besondere Funktion oder Diensstellung wie z. B. MG-Schütze oder Funker sein kann.

Der Nahkampf gegen Panzer verlangt vom Einzelkämpfer alles, denn es ist einfacher gesagt als getan, einem nahenden Panzer ruhig entgegenzusehen. Durch seine Bewaffnung, seine durch die Perspektive noch massiger erscheinende Größe und das mit jedem Meter immer lauter werdende Motoren- und Kettengeräusch übt er eine besondere psychologische Wirkung aus. Da heißt es, kaltblütig bleiben, Nerven behalten, mutig und entschlossen sein.

Die beste Vorbereitung auf eine solche Begegnung sind Training und Ausbildung. Hier lernt der Soldat, wie er sich in solchen Situationen zu ver-

halten hat, wie er die Schwächen des Panzers am besten zu seinem Vorteil nutzt, und wie er die Panzernahbekämpfungsmittel effektiv handhabt und anwendet. Grundsatz ist, vom nahenden gegnerischen Panzer nicht erkannt zu werden, d. h. sich gut zu tarnen und sich nach Möglichkeit nicht zu bewegen, denn eine der Schwächen des Panzers besteht darin, daß seine Besatzung nur über begrenzte Sicht- und Beobachtungsmöglichkeiten verfügt. Sie kann deshalb nur auffällige, eben schlecht getarnte und sich bewegende Ziele erkennen. Um eine weitere Schwäche des Panzers zu seinem Vorteil nutzen zu können, muß der „Jäger" sein „Wild" möglichst nahe herankommen lassen, weil in unmittelbarer Nähe des Panzers tote Räume sowohl für die Beobachtung als auch für die Wirkung seiner Waffen entstehen. Da die Besatzung zumeist nach vorn beobachtet und auch die Kanone am häufigsten nach vorn gerichtet hat, ist es für den Panzernahbekämpfer günstig, von hinten oder seitlich von hinten anzugreifen. Um in den toten Raum oder hinter den Panzer zu gelangen, muß er ihn nahe an sich vorbeirollen oder sich sogar überrollen lassen.
Ist diese Mutprobe bestanden, treten die Kampfmittel auf den Plan. Das wichtigste von ihnen ist in diesem Fall die Panzerhandgranate. Ihre Wirkung beruht auf dem Hohlladungsprinzip, so daß ein gut angebrachter Treffer unweigerlich zur Vernichtung des Panzers führt. Wichtig ist, den Turm, den Kampfraum oder den Motorraum zu treffen. Wird die Handgranate nur gegen das Laufwerk, die Ketten oder die Kettenabdeckung geschleudert, tritt unter Umständen nur eine Beeinträchtigung der Kampffähigkeit des Panzers ein.
Training wird auch hier groß geschrieben, weil es gar nicht so leicht ist, eine Panzerhandgranate aus den verschiedensten Deckungen heraus auf stehende und fahrende Panzer zu werfen. Sie hat ein verhältnismäßig großes Gewicht, und ihr Flug wird durch einen Stabilisierungsfallschirm beeinflußt; so ist im Kampf gegen fahrende Panzer auch ein entsprechender Vorhalt zu wählen.
Ein weiteres wirksames Kampfmittel ist die Panzermine. Im Nahkampf wendet sie der Einzelkämpfer als Gleit- oder Druckbrettmine an. Gute Tarnung ist auch hier der halbe Erfolg. Das betrifft so-

wohl die Deckung des Soldaten als auch die Mine selbst.

Das Unterziehen der Gleit- oder Druckbrettmine unter die Ketten des gegnerischen Panzers verlangt Übung und Geschick. Vor allem kommt es auf den richtigen Zeitpunkt des Unterziehens an, nicht zu früh und nicht zu spät, dann aber so schnell, damit der Panzer nicht mehr vor der Mine holten bzw. ihr ausweichen kann.

Nicht immer werden im Kampf gegen Panzer Minen oder Panzerhandgranaten vorhanden sein. Dieser Umstand wird meist bei einem Einbruch gegnerischer Panzer in den rückwärtigen Raum eintreten. Das ist jedoch kein Grund, die Bekämpfung aufzugeben. Andere Mittel und Methoden sind jetzt am Platze, um den eingebrochenen Gegner zu stellen.

Eine Möglichkeit besteht darin, auf das Zielfernrohr und die Winkelspiegel des Panzers gezieltes Feuer aus Schützenwaffen abzugeben. Besonders das Zielfernrohr des Richtschützen ist zu bekämpfen. Durch die Treffer der Geschosse wird die Optik bzw. das Glas der Winkelspiegel derart mit Sprüngen und Rissen durchzogen, daß ein gezieltes Feuer mit der Kanone und dem MG nicht mehr ge-

führt werden kann. Zusätzlich wird der Panzerbesatzung jegliche Sicht und Beobachtungsmöglichkeit genommen. Ähnlich wie Gleit- oder Druckbrettminen können auch Drahtschlingen, Drahtrollen oder Drahtgeflechte unter bzw. in das Fahrwerk des Panzers gezogen werden, um seine Fahreigenschaften einzuschränken.

Gegen Panzer, die durch diese Methoden zum Stehen gebracht wurden, wird mit geballten Ladungen vorgegangen, um sie endgültig zu vernichten.

Um eine geballte Ladung anzubringen, ist es mitunter notwendig, auch auf fahrende Panzer aufzuspringen. Dabei wird eine weitere Schwäche des Panzers zum eigenen Vorteil ausgenutzt, denn durch die starken Geräusche, die der Panzer verursacht, ist die Besatzung kaum in der Lage, solche Gefahrensituationen wahrzunehmen.

Auch das Blenden ist eine bewährte Methode. Zielfernrohr und Winkelspiegel werden mit einer Zeltbahn, dem Schutzumhang, einer Decke oder ähnlichem abgedeckt oder mit Lappen, Grasbüscheln oder Erde verstopft.

Kommandant, Fahrer und Richtschütze werden so jeglicher Sicht beraubt, es fehlt ihnen die Orientierung. Sie werden gezwungen, langsam zu fahren bzw. anzuhalten. Damit ist das weitere Schicksal des Panzers besiegelt.

Zum Kampf gegen Panzer eignet sich faktisch alles, was dazu beiträgt, den Gegner in seiner Bewegungsfreiheit einzuschränken, was ihn zwingt, die Fahrt zu vermindern, die Richtung zu ändern oder anzuhalten. Seine Vernichtung bleibt dann nicht aus.

Im Nahkampf stehen dem Panzer meist einzelne Soldaten oder Panzernahbekämpfungstrupps gegenüber. Ihr Vorgehen wird von der gesamten Einheit unterstützt, indem sie die folgende Infanterie von den Panzern trennt und niederhält.

Da sich Panzer in ihren Aktionen gegenseitig decken und sichern, ist ihre Bekämpfung mit Nahkampfmitteln eine Sache von Sekunden. Jeder Handgriff muß sitzen, jede Bewegung berechnet sein.

Wegen der geringen Entfernung, aus der beispielsweise eine Handgranate oder Mine zur Detonation gebracht wird, kann der Panzernahbekämpfer die Wirkung seiner Waffe nicht beobachten – er muß in sicherer Deckung liegen; deshalb muß auch seine persönliche Waffe sofort einsatzbereit sein. Sollte sich die Besatzung des getroffenen Panzers ausbooten, trifft sie das Feuer der MPi oder des MG.

Gefährlich für den Panzer ist die Mine. Sie wird im Nahkampf Mann gegen Panzer vielfältig angewendet. Der Einzelkämpfer nutzt sie meist als Gleit- oder Druckbrettmine. Das Anwendungsprinzip ist in den Zeichnungen verdeutlicht

Kaltblütigkeit und Mut, aber auch Erfahrung und Wissen um die Schwächen eines Panzers befähigen den Soldaten den Kampf aufzunehmen. Oft muß er sich sogar überrollen lassen, um dann von hinten entscheidend zuzuschlagen.

...GEGEN JEDEN FEIND

Wir schützen das Land,
das Meer und den Fluß,
die Menschen, ihr friedvolles Schaffen.
Wir reichen die Hand,
Partei, Dir zum Gruß
und meistern die Technik und Waffen.

Fregattenkapitän
Otfried Weber

Januar 1958. In den Parteiorganisationen der SED in der NVA diskutieren die Mitglieder und Kandidaten den Beschluß des ZK der SED „Über die Rolle der Partei in der Nationalen Volksarmee". – Es gilt, auf allen Ebenen die Einheit von politischer und militärischer Führung zu verwirklichen sowie die Leninschen Normen des Parteilebens durchzusetzen. Im Ergebnis verbessert sich die politisch-ideologische Erziehung der Armeeangehörigen; die NVA wird schlagkräftiger.

Sommer 1958, Berlin, Werner-Seelenbinder-Halle. An dieser nun schon historischen Stätte versammeln sich die Delegierten des V. Parteitages der SED. Sie beraten nicht nur über die weitere ökonomische Entwicklung der DDR, sondern auch über die Landesverteidigung. Ausgehend von der militärpolitischen Lage und den Erfordernissen der Revolution im Militärwesen, beschließen die Delegierten, die Waffenbrüderschaft zwischen der NVA, der Sowjetarmee und anderen sozialistischen Bruderarmeen zu vertiefen; die Gefechtsausbildung in der NVA den Bedingungen des modernen Krieges anzugleichen; die Verantwortung der Parteiorganisationen in der NVA zu erhöhen, um die Armeeangehörigen intensiv zur Standhaftigkeit und Disziplin zu erziehen, die Grenzen wirksam zu schützen und Grenzprovokationen zu verhindern; die Erziehung und Ausbildung der Kampfgruppen der Arbeiterklasse zu verbessern und die Wehrbereitschaft der Bevölkerung der DDR weiterzuentwickeln.

Bewaffnete Organe und Landesverteidigung in 20 Jahren DDR

IV

1958–1959

Die Bonner Regierung bemüht sich in Verfolgung ihrer aggressiven imperialistischen Politik, in den Besitz von Kernwaffen zu gelangen. Sie erwirkt einen Bundestagsbeschluß, der „modernste Ausrüstung" erlaubt.

Im April 1958 drängt sie auf der Konferenz der NATO-Kriegsminister, das Dokument MC 70 anzunehmen, das der Bundeswehr die Ausstattung mit Trägermitteln für taktische Kernwaffen ermöglicht. Damit gelangt die Bundeswehrführung in den Besitz von Raketen für ihre Land- und Luftstreitkräfte. An der europäischen Nahtstelle zwischen Sozialismus und Imperialismus wächst die Gefahr einer imperialistischen Kriegsprovokation. Um dieser Gefahr zu wehren, beschließt der Politische Beratende Ausschuß der Warschauer Vertragsstaaten weitere Maßnahmen zum Schutz ihrer Länder.

Die Angehörigen der NVA werden so erzogen und ausgebildet, daß sie auch unter den Bedingungen eines mit modernen Massenvernichtungswaffen geführten Krieges den Gegner abwehren und auf seinem eigenen Territorium vernichten können. Auf einem mittleren Panzer T 34 aufgesessene mot. Schützen überwinden hier einen aktivierten Geländeabschnitt.

Die vom Zentralrat der FDJ ins Leben gerufene Kompaßbewegung mit der „Marschzahl 60" hilft, die Beschlüsse des V. Parteitages auch in der NVA zu erfüllen.

Die großen Aufgaben der NVA sind jedoch nur mit einem qualifizierten Offizierskorps zu bewältigen. Ende 1958 sind erst neun Prozent aller Offiziere Absolventen einer Militärakademie; und nur 25 Prozent des Offizierskorps haben Hochschulbildung. Die Revolution im Militärwesen, die komplizierten Bedingungen eines modernen Krieges machen es notwendig, im größeren Umfange Offiziere akademisch auszubilden. Deshalb wird auf Vorschlag des ZK der SED im Januar 1959 die Militärakademie „Friedrich Engels" gegründet.

Während verschiedener Übungen beweisen die Angehörigen der NVA 1959 ihren hohen Stand der Gefechtsbereitschaft. Im gleichen Jahr haben 3000 Kollektive den Kampf um den Bestentitel aufgenommen, und 14 200 Armeeangehörige qualifizieren sich für eine zweite Funktion. Die NVA hat sich 1959 gefestigt und ist in der Lage, im Bündnis mit den sozialistischen Bruderarmeen die DDR erfolgreich zu verteidigen.

Eine jugendgemäße Methode, die Initiative der jungen Armeeangehörigen zu entwickeln, war die Kompaßbewegung. Jeder FDJler erhielt einen auf Karton gedruckten Kompaß, auf dem er seine Verpflichtungen eintrug. Bis Ende des Jahres 1958 waren 54000 meßbare Verpflichtungen übernommen worden, die zumeist die Unterbietung der militärischen Normen zum Ziel hatten.

CHRONIK

11. Februar 1958
Beschluß der Volkskammer über den Luftschutz in der Deutschen Demokratischen Republik.

1. März 1958
Die Kampfgruppen der Arbeiterklasse beginnen zu Ehren des V. Parteitages der SED einen Wettbewerb, um die Einsatzbereitschaft und Schlagkraft ihrer Einheiten zu erhöhen.

24. Mai 1958
Der Politische Beratende Ausschuß der Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages bestätigt die Einbeziehung von Truppen der NVA der DDR in das Vereinte Oberkommando.

10. bis 16. Juli 1958
Der V. Parteitag der SED beschließt die weiteren Aufgaben im Kampf um die Sicherung des Friedens, für den Ausbau der ökonomischen Basis des Sozialismus und die Festigung der sozialistischen Produktionsverhältnisse in der DDR.

24. bis 25. Juli 1958
In Halle fordert die 5. Tagung des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Sport und Technik, die Mitglieder der GST besser auf den Eintritt in die bewaffneten Organe der DDR vorzubereiten.

20. bis 28. September 1958
In Leipzig findet die 1. Sommerspartakiade der Armeen aus zwölf sozialistischen Staaten statt.

5. Januar 1959
In Dresden wird die erste sozialistische deutsche Militärakademie eröffnet, die den Namen „Friedrich Engels" erhält. Walter Ulbricht würdigt in seiner Eröffnungsvorlesung die Bedeutung dieser Akademie für die weitere Entwicklung der Nationalen Volksarmee.

15. bis 17. Januar 1959
Die 4. Tagung des ZK der SED analysiert die aggressive NATO-Konzeption der psychologischen Aufweichung sozialistischer Länder und des „begrenzten Krieges".

21. Januar 1959
Die Volkskammer der DDR begrüßt in einer Erklärung den sowjetischen Entwurf eines Friedensvertrages mit Deutschland vom 10. 1. 1959 als einen wichtigen Beitrag zur friedlichen Lösung der nationalen Frage in Deutschland.

25. bis 26. März 1959
Die 2. Delegiertenkonferenz der SED-Parteiorganisationen in der NVA untersucht auf ihrer 2. Tagung, wie die Beschlüsse des V. Parteitages der SED verwirklicht wurden. Sie fordert die Parteiorganisationen, die militärischen und die politischen Leitungen auf, die NVA zu einer sozialistischen Kampfgemeinschaft zu entwikkeln.

6. Oktober 1959
Die Kämpfer und Kommandeure der Kampfgruppen legen erstmalig das vom Politbüro des ZK der SED bestätigte Gelöbnis ab.

Weil wir Freunde sind

Feldwebel Ernst Müller zieht den linken Lenkknüppel an, tritt das Gaspedal durch, der Panzer macht einen Satz, als wolle er hochspringen, und überwindet das Hindernis. In zehn Minuten muß der vorgeschriebene Konzentrierungsraum erreicht sein. Verdammt weicher Boden. Immer wieder muß die Richtung geändert werden. Wenn da vorne bloß kein Sumpf ist. Wieder geht es in eine kleine Talsenke hinein, auf der anderen Seite klettert der Panzer wieder hoch. Genau in dem Augenblick, da er den Gipfel erreicht hat, passiert es. Das Erdreich gibt nach, der Panzer versackt. Immer weiter, immer tiefer. Durch die Fahrerluke rinnt Wasser. Es ist nichts mehr zu machen. Keinen Zentimeter, weder vorwärts noch rückwärts bewegt sich das Fahrzeug. Der Kommandant reißt die Luke auf, springt hinaus, die anderen folgen. Und dann steht vor ihnen die Gewißheit: mit eigener Kraft ist nichts zu machen.

„Sie werden bekommen Raupe, einen Moment!", sagt plötzlich jemand in gebrochenem Deutsch. Sie fahren herum, neben ihnen steht ein sowjetischer Sergeant. In ihrer Aufregung haben sie gar nicht gesehen, wie er herangerannt kam.

Zwei Stunden später ist die Raupe da. Die Schleppseile spannen sich, dann ruckt der Panzer zweimal, aus den Auspuffrohren kommt eine dunkle Wolke, wird größer und heller. Die Panzermotoren laufen wieder. Ein Händedruck. Dann springt die Besatzung wieder in den Panzer hinein.

Zehn Soldaten, ein Sergeant und ein Unterleutnant der Sowjetarmee stehen am Waldweg und schauen dem davonrollenden Panzer nach. Und wenn man sie fragen würde, warum sie das getan haben, dann wäre die schlichte und einfache Antwort: „Weil wir Freunde sind, weil wir an deiner Seite stehen, Soldat der Nationalen Volksarmee."

(Gekürzt aus: „Lebendig ist die Gegenwart"
von Hans-Georg Ponesky)

Hochwasser bedrohte im Sommer 1958 einige Orte des Bezirkes Dresden. Tag und Nacht waren Einheiten der NVA im Einsatz, hier in Ostritz, Kreis Görlitz, um die von den Fluten bedrohten Einwohner zu bergen.

Verladen

Diese Geschichte begab sich zu der Zeit, als in der Armee mit der gefechtsnahen Ausbildung gerade begonnen wurde.

Eines Nachts verlud man auf dem Bahnhof B. eine Artillerieabteilung. Der Kommandeur – bestrebt, den neuen Prinzipien der Ausbildung gerecht zu werden – befahl, im spärlichen Schein abgeblendeter Handlampen zu verladen. Obwohl nie geübt, klappte alles ausgezeichnet, und der Kommandeur war mit seinen Geschützbedienungen zufrieden. Auf Minute und Sekunde genau standen Geschütze wie Zugmaschinen auf den Waggons.

Doch es fehlte die Lok. Längst schon hätte sie da sein müssen! Und so ging der Kommandeur erbost zum Bahnhofsvorsteher, der säumigen Dampfmaschine wegen Dampf zu machen. Seinem Stabschef befahl er noch: „Lassen Sie inzwischen das Essen einnehmen!"

Als der Kommandeur zurückkehrte, traute er seinen Augen nicht. Entlang des ganzen Zuges, den er im Schutze tiefster Dunkelheit gewähnt hatte, sah er helle Flämmchen züngeln. Die Kanoniere wärmten sich auf ihren Hartspirituskochern Konserven. Außer sich vor Ärger sprang der Kommandeur über die Gleise, um mit heftiger Stimme die Kanoniere an ihre Pflicht zu erinnern.

„Nennen Sie das gefechtsnahe Ausbildung?" wetterte er. „Löschen Sie sofort die Kocher."

Darauf erwiderte ein Kanonier: „Aber Genosse Major, jetzt ist doch Pause!"

Der Indianer aus OAXACA

J. C. Schwarz

Präsident Juarez[1] sitzt abends mit drei Männern seines Kabinetts, dem Kriegsminister, dem Minister für Justiz und dem für Finanzen, bei flackerndem Kerzenlicht in einem Zimmer des Hotels „San Paolo" in der Stadt Chihuahua und bespricht die politische und militärische Lage. Man schreibt den 28. Juni 1866. Die rechtmäßige Regierung und ihre Truppen haben gestern die in den Anfängen der Intervention einst so umkämpfte Stadt besetzt, ohne auf französischen Widerstand zu stoßen, und sind von der Bevölkerung mit Jubel empfangen worden. Erst am 10. Juni haben sie die Grenzstadt Paso Del Norte verlassen, in der sie während dreier Jahre des Interventionskrieges auf diese Stunde des Vormarsches gewartet haben. Jetzt sind die Aussichten auf die Befreiung Mexikos von ausländischer Vormundschaft günstig wie nie.

„Señores", sagt Juarez, „ich habe sichere Nachrichten, daß die Franzosen uns nicht in eine Falle locken, sondern wirklich das Land verlassen. Ein französischer Unterhändler war vor einer halben Stunde bei mir. Der Dritte Napoleon hat Bazaine[2] befohlen, sich zur Küste zurückzuziehen und einzuschiffen. Der General der Franzosen bittet, nur zu schießen, wenn wir angegriffen werden. Er möchte möglichst kampflos, ohne Verluste, das Land verlassen. Das liegt ja auch in unserem Interesse.

Der Unterhändler war ein sehr höflicher Mann. Um ein Haar hätten ihn unsere Wachen abgeschossen. Ich hoffe, auch in Ihrem Sinne gehandelt zu haben, Señores, wenn ich ihm unsern Schutz versprochen habe. Er ist bereits auf dem Weg zu Bazaine. Das Blatt der Geschichte scheint sich endgültig zu wenden. In Washington verweigern sie Maximilian[3] die Anerkennung, der industrielle Norden hat über die Sklavenhalterstaaten des Südens gesiegt und steht auf unserer Seite. Präsident Lincoln hat den Boten Maximilians, ohne ihn zu empfangen, zurückgeschickt. In Europa beunruhigen die Preußen, an ihrer Spitze Bismarck, den Franzosenkaiser, er braucht seine Truppen in Europa, und das umso mehr, als sich das französische Volk über den Mißerfolg des mexikanischen Abenteuers nicht länger täuschen läßt und den Tod seiner Söhne, den Verlust seines Geldes in Mexiko beklagt. Die Zeit hat für uns gearbeitet. Die Frage ist nun, ob Maximilian zusammen mit den Franzosen das Land verlassen oder ob er bleiben und den Bürgerkrieg mit konservativen mexikanischen Truppen weiterführen wird, um sich zu behaupten. Ich habe erfahren, daß seine Frau, Mama Charlotta, wie das Volk sie nennt, bereits nach Paris gereist ist, um sich Napoleon vor die Füße zu werfen. Sie will ihn um Hilfe bitten. Es muß sehr schlecht stehen um Maximilian. Anscheinend weiß er gar nicht, daß Bazaine vor uns zurückweicht."In diesem Augenblick tritt ein Bote ein und ruft Juarez heraus.

Draußen im Korridor stehen ein Leutnant und zwei Soldaten und führen in ihrer Mitte einen kleinen geängstigsten Mann, der einen gelben, großkarierten Yankee-Anzug trägt und einen riesigen Sombrero auf dem Kopf hat, um mexikanisch auszusehen.

„Wir haben ihn soeben festgenommen", sagt der Leutnant. „Er ist unbewaffnet. Er behauptet, Eure Exzellenz in einer diplomatischen Mission sprechen zu müssen. Sie haben befohlen, vorsichtig zu sein und Unterhändler zu schonen. Wenn es ein Spion ist, werden wir mit ihm wie üblich verfahren."

„Was wünschen Sie" fragt Juarez den kleinen Mann.

„Exzellenz, retten Sie mich vor diesen Leuten", stammelt der Angesprochene. „Ich bin kein Spion. Ich komme aus Paris. Ich bin seit acht Wochen unterwegs, um Sie zu erreichen und Ihnen eine wichtige Botschaft zu übergeben."

„Haben Sie eine Legitimation bei sich?" Der Mann zieht ein zerknittertes Papier aus der Brusttasche und überreicht es Juarez. Draußen ist Wachablösung. man hört spanische Kommandos. In der Ferne fallen ein paar Schüsse. Juarez streicht das Papier glatt und betrachtet es einen Augenblick, beginnt dann laut zu lachen. ▶

---

[1] Juarez, 1806—1872, führender mexikanischer Politiker. Wurde 1861 durch Sieg über die klerikale Reaktion Präsident. Ein französisches Interventionsheer unter Bazaine sollte die Entwicklung rückgängig machen (1864—1867)

[2] Bazaine, François Achille: 1811—1888. Französischer Marschall. Kapitulierte 1870 bei Metz mit 170 000 Mann. Todesurteil; Begnadigung zu 20 Jahren Haft. Flucht nach Madrid

[3] Maximilian, 1832—1867. Erzherzog von Österreich, Bruder Kaiser Franz Josephs. 1864 auf Veranlassung Napoleons III. Kaiser von Mexiko.

„Führen Sie den Mann in mein Arbeitszimmer, und bewachen Sie ihn, bis ich komme", sagt er zu dem Leutnant. „Ich muß die Minister informieren." Und er geht hinein in das Zimmer, in dem die Kabinettssitzung stattfindet, und legt den Brief, den er soeben bekommen hat, seinen Mitarbeitern auf den Tisch. Dann verläßt er den Raum und betritt sein Arbeitszimmer.

„Sie können gehen, Leutnant. Aber bleiben Sie mit Ihren Leuten in Reichweite. Wenn ich Sie brauche, rufe ich." Mit einer Handbewegung lädt er den Mann ein, Platz zu nehmen. „Nun, Don Manuelo, sprechen Sie. Was bringen Sie Gutes?"

„Ich komme aus Paris, Exzellenz. Es war schwer, bis zu Ihnen vorzudringen. Zum Glück bin ich Spanier und kann mich einigermaßen gut verständigen."

„Sie sind nicht Mexikaner?"

„Nein, Exzellenz. Ich kehre, wenn ich meinen Auftrag erledigt habe, nach Paris zurück und werde nie wieder Ihr Land betreten. Señor Jecker hat ein Geschenk für Sie mitgegeben. Ich möchte es Ihnen überreichen. Gestatten Sie." Er öffnet die Jacke und das Hemd und zieht ein flaches, in Leinen genähtes Paket hervor.

Juarez öffnet es mit einem Messer und nimmt den Inhalt heraus. Auf seinem Tisch liegen Wertpapiere einer mexikanischen Staatsanleihe, die in Basel vom Bankhaus Jecker gedruckt wurden und insgesamt einen Nominalwert von vier Millionen Dollars haben, wie Juarez rasch überrechnet.

„Ein Geschenk von Señor Jecker", sagt Don Manuelo stolz. „Ich trage es seit acht Wochen auf meinem Körper. Ich habe es trotz aller Schwierigkeiten zu Ihnen geschafft und meinen Auftrag damit erfüllt. Sie sind jetzt ein reicher Mann, Exzellenz, Sie sind Millionär."

Juarez lächelt. Er denkt blitzschnell. ‚Sie halten mich für einen bestechlichen und wilden Menschen', denkt er; ‚auch dieser Bote spricht mit mir, als ob er einen der früheren Präsidenten Mexikos vor sich hat, die sich fast alle kaufen ließen. Gehen wir auf den Spaß ein.'

„Vielen Dank", sagt Juarez lächelnd. „Es ist wirklich reizend, wie schnell man unter Umständen Millionär werden kann. Und was ist die Gegenleistung, die von mir erwartet wird?"

„Unterschreiben Sie diesen Vertrag", sagt der Bote und holt aus dem unerschöpflichen Raum unter seinem Hemd ein Schreiben hervor. Das Schreiben steckt in einer wasserdichten Pergamenthülle. „Sie verpflichten sich, wenn Ihre Regierung in Mexiko-City wieder im Amt sein wird, von allen bestehenden mexikanischen Staatsschulden die Verbindlichkeiten gegenüber dem Bankhaus Jecker bevorzugt zu bezahlen. Das liegt auch in Ihrem eigenen Interesse, um die vier Millionen zu realisieren, von denen auf den Wertpapieren die Rede ist. Sie zahlen die vier Millionen gewissermaßen sich selbst aus."

„Das ist durchaus plausibel", sagt Juarez gut gelaunt und erhebt sich, um an seinen Schrank zu gehen, in dem unter verschiedenen Flaschen auch die mit der Tinte steht. Er weiß genau, wie wenig Skrupel dieses Schweizer Bankhaus hat. Jecker gab seinerzeit einer früheren Regierung Mexikos einen Kredit von 600 000 Dollar und sollte dafür 15 Millionen Dollar zurückerhalten. Das war ein unverschämtes, räuberisches Bankgeschäft, das nur auf Grund der verzweifelten Finanzlage Mexikos vereinbart werden konnte. Jecker ließ, nachdem er die Unterschrift jener früheren mexikanischen Regierung hatte, in Basel sofort Wertpapiere zum Nominalwert von 15 Millionen Dollar drucken und verkaufte in Paris für 10 Prozent des Nominalwertes sieben Millionen, so daß er 700 000 reale Dollar erhielt und damit den gewährten Kredit mit Gewinn wieder zurückholte. Er will nun aber noch mehr gewinnen. Er schickt Juarez vier Millionen und behält selbst vier, in der Hoffnung, der Präsident, ein Indianer aus Oaxaca, wird auf das Geschäft eingehen. Juarez unterschreibt lächelnd und schiebt den unterschriebenen Privatvertrag mit Jecker wieder Don Manuelo zu.

Don Manuelo wirft einen Blick auf die Unterschrift. Das geht ja alles sehr schnell. Er faltet das Papier zusammen, steckt es in die wasserdichte Hülle zurück und erhebt sich mit einer tiefen Verbeugung. Höflich geleitet Juarez den Mann hinaus. Er gibt Anweisung, dem Boten Jeckers Essen, ein gutes Quartier und frische Pferde zu geben, damit er morgen zur Küste zurückreiten kann. Dann geht er zu den Ministern, die auf ihn warten, legt die Wertpapiere auf den Tisch und erzählt ihnen lachend die ganze Geschichte. „Das ist das beste Zeichen

Illustrationen: Karl Fischer

dafür, daß wir in Mexiko-City wieder einziehen und die Regierungsgeschäfte übernehmen werden", sagt er. „Lassen Sie mir die Papiere. Ich mache damit einen politischen Effekt, wenn der richtige Augenblick gekommen ist. Diese Wertpapiere waren immerhin ein Grund für die französische Intervention. Der nordamerikanische Gesandte hat mir erzählt, daß alle diese Spekulanten und Kapitalisten, die mexikanische Anleihepapiere besitzen, seinerzeit auf Napoleon und besonders auf seine Frau Druck ausübten, damit französische Truppen nach Veracruz geschickt und eine französische Regierung in Mexiko errichtet würde, die aus den Nominalwerten reale machen sollte. So, Señores, werden Kriege gemacht. Daß sie jetzt zu m i r damit kommen, zeigt die historische Wendung.

◂●●●

Acht Wochen später geht im Vestibül eines Pariser Hotels ein kleiner Mann mit einem mächtigen, schwer auf seinem Hals lastenden Kopf auf und ab, bleibt stehen, blättert in ausgelegten Journalen, betrachtet die großen Kübelpalmen am Fenster und starrt auf die Straße hinaus, kurz: Er benimmt sich wie ein Mann, der nervös auf jemanden wartet und nicht die Ruhe hat, das sitzend zu tun. Schließlich läßt er auf einem kleinen Tischchen in der Ecke eine Flasche Wein und zwei Gläser aufstellen und wartet weiter, auf die Flasche starrend, ohne zu trinken. Für wen ist das zweite Glas bestimmt?

Plötzlich springt er auf, ein ebenso kleiner, sehr eleganter Herr ist eingetreten und blickt sich suchend um, ihm eilt er entgegen, sie begrüßen sich herzlich.

Aber das Gesicht des Eingetretenen verdüstert sich, sein Ausdruck verkündet nichts Gutes. „Entschuldigen Sie die Verspätung, Señor Jecker", sagt Don Manuelo hastig und zieht ein Taschentuch hervor, um sich die Stirn damit abzutupfen, „es gab keine Droschke, bei dem schönen Wetter fährt ganz Paris spazieren, ich mußte lange warten, bis mich ein Mitleidiger mitnahm. Ja, es sieht böse aus, die ganze Reise war umsonst."

Sie sitzen bereits an dem Tischchen in der Ecke, der Kellner eilt herbei, um die Gläser zu füllen.

„Hat er nicht unterschrieben?" fragt Jecker.

„Doch, er hat unterschrieben. Aber mit dem Dokument ist etwas passiert, ich habe es erst soeben bemerkt, als ich es aus der Hülle zog, weil ich es Ihnen doch bringen wollte. Während der Reise habe ich nicht hineingesehen. Es ist kaputt."

„Zeigen Sie her. Hauptsache, ich habe die Unterschrift."

Don Manuelo legt ein merkwürdig wie von Mäusen zerfressenes Papier auf den Tisch. „Das ist es ja gerade. Die Stelle, an der die Unterschrift saß, ist zerstört."

Jecker faltet den Vertrag auseinander. Es ist sehr merkwürdig. Nicht nur der Umkreis der Unterschrift ist herausgefressen, sondern viermal in derselben Form, der Lage des gefalteten Papiers entsprechend, sind große gezackte Löcher im Papier.

„Er hat uns reingelegt", sagt Jecker. „Er hat mit Säure unterschrieben. Die Säure hat das Papier zerstört. Und die Wertpapiere? Hat er sie angenommen?"

„Angenommen hat er sie. Aber wenn es so ist, wie Sie sagen, und er mit Säure unterschrieben hat statt mit Tinte, dann wird er auch den Wertpapieren nicht zu ihrem Wert verhelfen wollen."

„Vier Millionen Dollar Verlust", sagt Jecker. „Haben Sie das nicht gleich bemerkt?" ▶

„Und was hätte ich tun können, wenn ich es bemerkt hätte?"

Noch am selben Tag geht über das erste, gerade gelegte Telefonkabel nach Amerika ein Telegramm an General Miramon, den mexikanischen General Maximilians. In dem Telegramm, das vom Baseler Bankhaus Jecker unterzeichnet ist, wird Miramon davon unterrichtet, daß B. J. ein für General Miramon bestimmtes Paket mit Wertpapieren im Betrage von vier Millionen Dollar „widerrechtlich" an sich genommen hat. Es wird dem General empfohlen, mit den üblichen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln eine Korrektur dieser falschen Besitz-Placierung vorzunehmen.

Aber was kann Miramon schon tun! Er versteht den Wink sehr gut. „B. J." ist natürlich Benito Juarez, aber dieser Mexikaner indianischer Abstammung, der es durch seine Intelligenz vom Bauernsohn über den Rechtsanwalt bis zum Staatspräsidenten brachte, ist nicht zu fassen, so wenig wie seine Guerillos, zumal sich Bazaine ohne Wissen des von Napoleons Freundschaft träumenden Kaisers Maximilian zurückzieht und ganz offensichtlich geheimen Befehlen aus Paris gehorcht. Jecker hat ihm, Miramon, für Juarez' Kopf eine Prämie von vier Milionen Dollar angeboten, die zu realisieren wäre, wenn Juarez in Maximilians Hände fällt. Dann könnte Miramon zusammen mit Maximilian wieder in Mexiko-City einziehen und veranlassen, daß die Staatsschuld an Jecker anerkannt und beglichen wird. Aber ohne Bazaine, ohne französische Truppen, gibt es keine Macht mehr für Maximilian, besonders nicht, solange Juarez frei herumläuft und das Volk zu ihm hält. Juarez die Wertpapiere abnehmen hieße, über ihn siegen, und das ist unmöglich.

Ein halbes Jahr vergeht. Bazaine zieht sich zurück. Juarez folgt ihm, ohne einen Schuß auf die Franzosen abzugeben. Nur mit den verhungerten, schlecht gekleideten und schlecht bewaffneten reaktionären mexikanischen Truppen Miramons kommt es gelegentlich zu Kämpfen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß Juarez und seine Armee nordamerikanische Waffen über Del Norte erhalten. An Maximilians verzweifelter militärischer Lage ändert auch nichts sein Befehl, gefangene juaristische Offiziere zu erschießen, denn es geraten nicht viele in Gefangenschaft, und die wenigen Erschießungen steigern nur die Erbitterung der rechtmäßigen Regierung und ihrer Truppen.

Anfang Februar 1867 ist Juarez bereits in Zacatecas. Bazaine geht auf Geheiß Napoleons etappenweise weiter zurück. In entsprechenden Etappen besetzen die Juaristen das Land. Jetzt kontrolliert die alte gesetzmäßige Regierung bereits drei Viertel des Landes.

Da hält Miramon seinen großen Augenblick für gekommen. Durch einen tollkühnen nächtlichen Überfall besetzt er die Umgebung von Zacatecas, der erste Erfolg der konservativen Truppen seit Monaten. Juarez folgte zu schnell seinen Soldaten, er sitzt mit seiner Regierung bereits in der Stadt. Miramon weiß das, Kundschafter haben es ihm berichtet. Jetzt oder nie wird er Jeckers Projekt durchführen, die vier Millionen an sich nehmen und den Krieg beenden, natürlich zugunsten Maximilians. Er schickt zwei als Bauern verkleidete, wie Indianer aussehende Agenten los. Jenen gelingt es, die juaristischen Wachtposten zu täuschen und ins Innere der Stadt zu kommen. Aber kurz nach ihrem Eintreffen auf dem Marktplatz werden sie festgenommen, weil man sie dabei überrascht, wie sie sich in verdächtiger Weise an den Holzrädern der beiden einzigen Postkutschen der Stadt zu schaffen machen. Sie versuchen nämlich, die Speichen anzusägen. Vor Juarez gebracht, geben sie schließlich ihr Geheimnis preis: Man legt Wert darauf, un-

bedingt Juarez und sein Reisegepäck zu fassen. Da man bei den Konservativen der durchaus zutreffenden Meinung ist, die Juarez-Regierung würde bei Annäherung der Truppen Miramons aus Zacatecas mit den Postkutschen zu fliehen versuchen, sollten die zwei Spione die Fahrtüchtigkeit der Postkutschen beeinträchtigen, so daß Juarez auf der Flucht Bruch erleidet und mit Leichtigkeit von herumschwärmenden Reitern Miramons gefangengenommen werden kann.
Juarez sendet die beiden Postkutschen in die eine Richtung und setzt sich mit seinen Ministern auf rasch gesattelte Pferde, um in die entgegengesetzte Richtung zu reiten. Miramons Leute folgen natürlich den Postkutschen und erschießen aus Wut darüber, daß sie leer sind, die beiden Kutscher. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß man sie gefoppt hat und Juarez und seine Minister längst in Sicherheit sind.

In Queretare, 200 Kilometer nordwestlich von Mexico-City, betritt am 20. Juni 1867 Juarez, der Indianer aus Oaxaca und gewählte Präsident Mexikos, den Keller des Klosters, in dem die Leiche des tags zuvor standrechtlich erschossenen Kaisers Maximilian aufgebahrt ist. Da die Hitze in diesem Land groß ist und die Leiche nach Europa überführt werden muß, ist sie sofort einbalsamiert worden. Der fremde habsburgische Imperator liegt in seinem schwarzen Anzug und mit gefalteten Händen und geschlossenen Augen da. Die Begleiter des Präsidenten haben sich respektvoll zurückgezogen. Juarez ist mit dem Toten allein. Juarez hat keinen Zorn auf diesen Mann, der ein Spielball fremder Mächte und Interessen war. ‚Du bist vor drei Jahren ungebeten ins Land gekommen', sagt er zu dem Toten. ‚Von allen arbeitslosen Prinzen Europas wurdest du vom Franzosenkaiser ausgewählt für dieses abenteuerliche und fantastische Unternehmen. Dein Bruder, der Kaiser Franz Joseph von Österreich, war froh, dich in weite Ferne abschieben zu können. Dein Schwiegervater, der König von Belgien, unterstützte dich, weil er seine Tochter zur Würde einer Kaiserin aufsteigen zu sehen wünschte. Drei Jahre lang hast du in Mexiko Schlösser und Luftschlösser gebaut, kümmerte dich das Land und seine Bewohner, denen du mit Bajonetten aufgezwungen wurdest, überhaupt nicht. Je mehr deine schlechten, geldgierigen Ratgeber dir schmeichelten und dich belogen, umso inniger hast du sie in dein Herz geschlossen. Deine Finanzen, dein Reich, deine Truppen gingen immer mehr der völligen Auflösung zu, doch du hast Schmetterlinge gesammelt, Gedichte über Blumen und blauen Himmel geschrieben und gleichzeitig kaltblütig Todesurteile unterzeichnet und grausame Sanktionen gegen die Versklavten und Unterdrückten gebilligt. So, schlecht beraten und ohne ein klares Programm, glaubtest du, einem fremden Volk deine Herrschaft aufzwingen zu können. Deine Frau Charlotta, die Kaiserin, wurde in Paris wahnsinnig, als sie sah, daß Napoleon dich verläßt. Sie hält wirre Reden in einem belgischen Schloß und muß bewacht werden, und auch du handeltest wie ein Wahnsinniger, als du den Beschluß faßtest, ohne die Franzosen in Mexiko zu bleiben und den Kampf um deine Macht mit mexikanischen Truppen weiterzuführen. Nie hat das interkontinentale Telegrafenkabel so viel Botschaften von Europa nach Mexiko gebracht wie in den letzten Wochen, alle Fürsten, Könige, Kaiser Europas baten mich, dich zu begnadigen. Aber ich habe dich und die Generäle Miramon und Mejia exekutieren lassen, nach dem Spruch des Kriegsgerichtes, weil du verantwortlich warst für alles Leid meines Volkes und um zu verhindern, daß irgendjemand in der Welt es für eine leichte Sache halten könnte, ein fremdes Land zu überfallen und seine Souveränität zu vergewaltigen. Friede deiner Asche! Nimm nach Europa in dein fürstliches Grab das Geschenk des Bankhauses Jecker mit, für dessen Interessen du an die Spitze der Interventionsmacht gestellt wurdest.' Und Juarez zieht aus seiner Tasche die Papiere, die ihm Don Manuelo in Chihuahua an jenem Abend überbrachte, und schiebt sie dem Toten unter die Jacke.

In Wien in der Kapuzinergruft wird Maximilian beigesetzt. Die Feierlichkeiten sind vorüber, die Tränen der hohen Persönlichkeiten, die zur Trauerfeier erschienen waren, trocknen langsam. Nach altem Brauch wird der Sarg eingemauert. Durch eine unbedachte Bewegung stoßen die beiden Bauarbeiter, die den Deckel auf den Sarg legen wollen, an den schwarzen Anzug des Toten, die Jacke verrutscht etwas, ein Zipfel weißen Papiers kommt zum Vorschein. Sie ziehen rasch die Papiere heraus und verbergen sie in ihren Arbeitsanzügen.
Abends in einem Wirtshaus entdecken sie, daß sie mexikanische Staatspapiere in der Hand halten, die einen Nominalwert von vier Millionen Dollar haben. Sie sehen sich an. Sind sie durch ihren Fund Millionäre geworden? Aber der Beamte am Schalter des Wiener Bankhauses, dem sie am nächsten Tag die Papiere vorlegen, lacht. „Meine Herren", sagt er, „haben Sie nicht die Zeitung gelesen? Das mexikanische Abenteuer ist zu Ende, Kaiser Maximilian wurde gestern beigesetzt. Diese Papiere sind nicht einmal einen Heller wert."

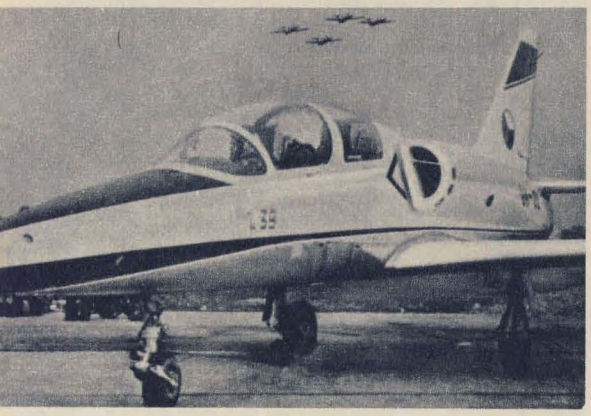
MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Kompressor mit Drehkolbenmotor

Zum Antrieb von Druckluft-Werkzeugen, zum Aufpumpen großvolumiger Fahrzeugreifen u. ä. entwickelten polnische Konstrukteure einen Kompressor mit Drehkolbenmotor. Die Erfindung wurde bereits patentamtlich geschützt. In Kürze wird die Serienfertigung des neuen Gerätes anlaufen.

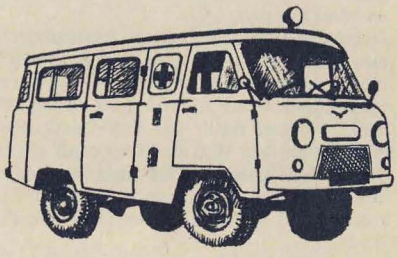
L-39 vorgestellt

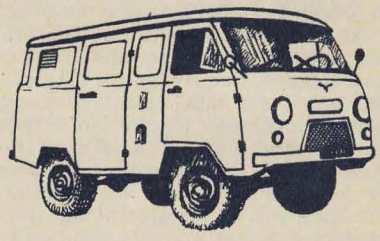
Ein neuer „Delfin", der Strahltrainer L-39 und Nachfolger des auch bei uns bekannten Trainers L-29, absolvierte kürzlich in der ČSSR seinen Erstflug. Das Flugzeug soll künftig – so lautet die Meinung von Fachleuten – als Überschalltrainer in Dienst gestellt werden. Einzelheiten sind z. Z. noch nicht bekannt.

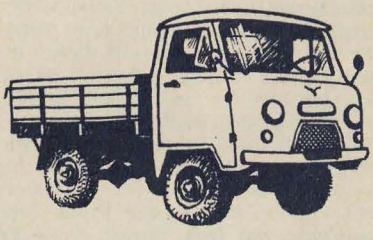


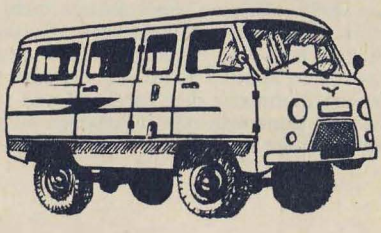
Typenreihe UAS-452

Seit 1966 produziert das Uljanowsker Kraftfahrzeugwerk die geländegängigen Fahrzeuge vom Typ UAS-452 – die auch voll für den militärischen Einsatz verwendbar sind: den UAS-452 mit Kofferaufbau für den Transport von Gütern, den UAS-452 A und UAS-452 G für Krankentransporte bzw. ärztliche Schnellhilfe, den Kleinbus UAS-452 W für den Transport bis 10 Personen und den LKW UAS-452 D für den Transport von Lasten aller Art. Einige taktisch-technische Daten: Nutzlast 800 kp, Eigenmasse (UAS-452 D) 1 670 kg, Länge 4 360 mm, Breite 1 940 mm, Höhe 2 090 mm, Radstand 2 300 mm, Spurweite 1 442 mm, Bodenfreiheit 220 mm. Vierzylinder-Ottomotor mit 72 PS Leistung bei 4 000 U/min und Wasserkühlung, Vierganggetriebe, Allradantrieb, Niederdruckreifen der Größe 8,40 – 15, Höchstgeschwindigkeit mit voller Belastung 95 km/h, Größe der Ladefläche (UAS-452 D) 260 mm × 1 870 mm × 420 mm.





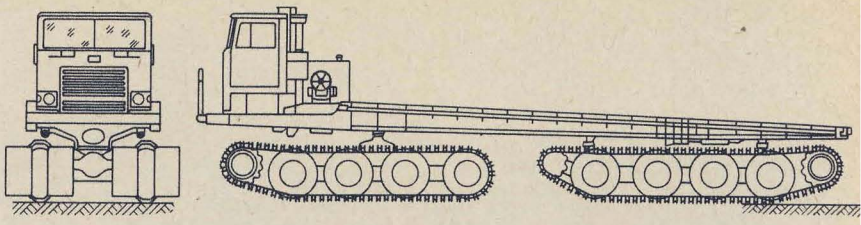




Neue Flugzeugkanone

Eine dreirohrige Flugzeugkanone mit einem Kaliber von 30 mm wurde in den USA entwickelt. Durch die Anwendung des Gatling-Prinzips (Revolverkanone) soll eine Feuergeschwindigkeit von 2 000 Schuß/min erreicht werden. Die Masse der Kanone beträgt 68 kg.

Ungewöhnliches Gleisketten-fahrzeug



Das von der kanadischen Firma Foremost entwickelte Gleiskettenfahrzeug des Typs 30 T besitzt vier angetriebene Gleisketten, die auf luftbereiften Laufrädern laufen. Das Fahrzeug ist für den Einsatz in schwerstem Gelände bestimmt. Es wird von einem Achtzylinder-Dieselmotor mit 9,37 l Hubraum und 270 PS Leistung bei 2 100 U/min angetrieben und hat ein pneumatisch geschaltetes Wechselgetriebe. Der Bodendruck der Gleisketten beträgt nur 0,288 kp/cm². Weitere Daten: Nutzlast 27 200 kp, Eigenmasse 38 260 kg, Länge 13 725 mm, Breite 3 560 mm, Watfähigkeit 1,67 m, Steigfähigkeit 60 %, Höchstgeschwindigkeit 27 km/h.

Ohne stabilisierte Kanone

Da der westdeutsche Panzer „Leopard" keine stabilisierte Kanone besitzt und somit nicht in der Lage ist, während der Fahrt gezieltes Feuer abzugeben, wird jetzt erwogen, den Panzer nachträglich mit einer Stabilisierungsanlage auszurüsten.

Turboprop-Flugzeug L-410

Aus der ČSSR erreicht uns die Nachricht, wonach zwei Prototypen eines Turboprop-Passagierflugzeuges im Bau sind. Die Typenbezeichnung soll L-410 lauten. Die beiden Triebwerke Modell M 601 sind tschechoslowakischer Konstruktion und haben eine Leistung von je 700 PS. Das Flugzeug ist zur Passagier- und Güterbeförderung über geringe Entfernungen bestimmt. Spezialausführungen für fotogrammetrische Forschung, für den Sanitätsdienst und für Ausbildungszwecke sind vorgesehen. Die L-410 kann von Graspisten starten. Der erste Flug soll noch 1969 stattfinden.

USA-Entwicklungen für Vietnamkrieg

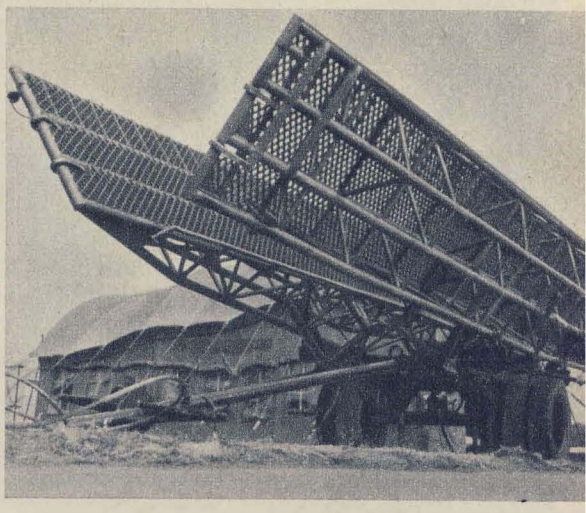
Die Schwierigkeiten ihres Aggressionskrieges zwingen die USA ständig zu nicht vorgesehenen technischen Neuentwicklungen für die Gefechtshandlungen im Dschungel. So wurden in letzter Zeit u. a. Kunststoff-Wasserbehälter, Beleuchtungs- und Markierungsgeräte für das Gefechtsfeld, Wurfanker mit reaktivem Wurfmechanismus, Schnellstege aus Kunststoff, Nebelgeräte für Hubschrauber und eine Panzerung für LKW entwickelt.

„SUSA" mit Lenkwaffen

Die britische Werft Vosper Thorneycroft baut für die königlich-lybische Marine Vorpostenboote vom Typ „SUSA", die mit Startanlagen für acht Lenkgeschosse französischer Herkunft (SS 12 M oder SS 11 M = Marineversion) ausgerüstet sind. Die Boote sind sehr leicht und dadurch äußerst manövrierfähig. Die Geschosse werden mit Hilfe eines „Lenkknüppels" ins Ziel geführt. Der Lenkstand ist stabilisiert.

Spurbahnbrücke zusätzlich

Neuerer der Polnischen Armee entwickelten einen Spezialhänger zum Transport der Spurbahnbrücke, die bisher nur auf dem Trägerfahrzeug Star 66 befördert werden konnte. Damit sind die Pioniereinheiten jetzt in der Lage, zusätzlich Spurbahnen zum Überwinden von natürlichen und künstlichen Hindernissen mitzuführen.



Blutig schoß die Reaktion im Januar 1919 in Berlin die Revolution zusammen. Artillerie, Panzer, Minenwerfer, Maschinengewehre gegen heldenmütig sich verteidigende Arbeiter. Und doch war der Kampfeswille der Arbeiterklasse nicht gebrochen. Das Frühjahr 1919 sah in ganz Deutschland Streiks und Massenkämpfe für die Verteidigung der Errungenschaften der Novemberrevolution. Doch fehlte diesen Aktionen eine einheitliche Führung. Die junge Kommunistische Partei hatte ihre besten Führer verloren und besaß zu wenig Kampferfahrungen. So konnte die Konterrevolution ihre Taktik verwirklichen: Die Arbeiterklasse in den einzelnen Gebieten zu bewaffneten Kämpfen provozieren und sie nacheinander niederwerfen: Am 4. Februar blutige Zerschlagung der Räterepublik in Bremen, Ende Februar grausames Wüten der konterrevolutionären Truppen unter den Werktätigen im Ruhrgebiet, Anfang März erbitterte Kämpfe in Mitteldeutschland, vor allem in Halle, ebenfalls im März tapferer Kampf der Arbeiter Berlins und Ermordung von etwa 1 200 Arbeitern und Soldaten, und schließlich Anfang Mai blutige Niederwerfung der Bayrischen Räterepublik.

Genosse Sepp Hahn, im Februar 1965 verstorben, war aktiv an den Kämpfen zur Verteidigung der Räterepublik in München beteiligt. Aus seinem Erlebnisbericht „Als Rotgardist im Kampf um Dachau und München" bringen wir einige Auszüge.

Verteidiger des Stachus

Am 9. April 1919 zogen größere Truppenverbände in Ingolstadt ein. Auf Anweisung der Landesparteileitung in München hatten unsere bewaffneten vier Hundertschaften in der Nacht zuvor die Stadt in südlicher Richtung verlassen. Gleichzeitig verließen Hunderte von Arbeitern, Ingolstadt, denn es war vorauszusehen, daß die weiße Soldateska nach der Besetzung der Stadt ihre Gewaltherrschaft beginnen würde. Wir erhielten Nachrichten, daß sich Truppen der Gruppe Friedeburg aus dem Heeresbestand Epp nördlich von Ingolstadt konzentrierten mit der Anweisung, die „Roten" auszurotten. Sie haben in Ingolstadt entsprechend gehandelt.

Mit 700 bis 800 Kämpfern, davon 420 militärisch gut ausgerüstet, zogen wir in Eilmärschen auf Dachau zu. Versorgungsschwierigkeiten traten nicht auf, weil die Einwohner der Ortschaften, die wir auf dem Marsch berührten, besonders Kleinbauern, uns weitgehend mit Lebensmitteln unterstützten. Ein ge hundert Arbeiter schlossen sich unterwegs unserer Marschkolonne an.

Am 18. April stießen wir erstmalig auf weißgardistische Soldaten, auf eine Freiwilligenformation, die in Nürnberg zusammengestellt worden war. Diese Truppe bestand vorwiegend aus Leuten, die mit großen Versprechungen geködert worden waren. Sie erhielten zehn Reichsmark je Tag und außerdem sehr gute Verpflegung.

Ungefähr zwölf Kilometer nördlich von Dachau hatten sie Rast gemacht und benutzten eine große Feldscheune als Unterkunft. Unsere Kundschafter hatten sie aufgespürt. Die Meldung überbrachten sie gerade zu dem Zeitpunkt, als Rudolf Egelhofer[1] unsere Ingolstädter Hundertschaften inspizierte. Unter seiner Leitung wurde der Angriffsplan ausgearbeitet und die Überrumpelung erfolgreich durchgeführt.

In kaum einer Stunde war die Aktion beendet. Unser Angriff, von drei Seiten vorgetragen, kam so überraschend, daß die Nürnberger „Freiwilligen" keine Zeit hatten, sich organi-

[1] Kommandeur der bayrischen Roten Armee

siert zu verteidigen. Fast widerstandslos ergaben sich diese „Tapferen" und lieferten ihre Waffen ab. Nach längerer Diskussion wurden alle „Freiwilligen" bis auf vier Offiziere und zehn Unteroffiziere entlassen. Die erbeuteten Waffen und die Munition konnte unsere Rote Armee später sehr gut in Dachau und München gebrauchen. Bei diesem ersten Feuergefecht hatten wir einen Toten und neun Verwundete, während der Gegner drei Tote und etwa zwanzig Verwundete verlor. Die gefangenen Offiziere und Unteroffiziere wurden in Dachau dem Stab der Roten Armee übergeben.

Hier lernte ich auch Ernst Toller kennen, der im Oberkommando der Roten Armee tätig war. Tollers Hauptprinzip als Oberkommandierender bestand darin, durch Verhandlungen mit den konterrevolutionären Offizieren einen Waffenstillstand herbeizuführen. In einer Ansprache erklärte er den Rotarmisten in Dachau, daß er seinen Hauptauftrag darin erblicke, jedwedes Blutvergießen zu vermeiden.

Ein solches Verhalten im Bürgerkrieg war gleichbedeutend mit einer Niederlage der revo-

Eugen Leviné, Führer der Räterepublik in München, am 5. Juni 1919 von der Reaktion ermordet.

lutionären Kräfte und mußte sich lähmend auf die Kampfhandlungen der Roten Armee an der Dachauer und Münchener Front auswirken.

Die Weißgardisten konnten in der Zwischenzeit in aller Ruhe drei Heeresgruppen formieren und eine Stadt nach der anderen einnehmen. Jede Heeresgruppe zählte zwanzig- bis dreißigtausend Mann und war mit den besten Waffen ausgerüstet. Dieser gewaltigen Übermacht konnten wir auf die Dauer nicht standhalten. Vom 20. bis 26. April verteidigten wir Ingolstädter tapfer die uns zugewiesenen Stellungen in und um Dachau. Wir führten auch eine Reihe von Gegenangriffen durch. Es gab schwere Verluste an Toten und Verwundeten. Viele Kämpfer aus unseren Reihen leisteten wahre Heldentaten an Kühnheit und Opferbereitschaft. Doch die Übermacht der Weißgardisten wurde von Tag zu Tag offenkundiger. Plötzlich in der Nacht zum 26. April erhielt unsere Gruppe den Befehl, sich auf München zurückzuziehen. Aber auch die damals von uns in einem Vorort von München bezogenen Stützpunkte konnten nicht lange gehalten werden, obwohl wir von den Einwohnern tatkräftig unterstützt wurden. Der von den Weißgardisten um München gezogene Ring mit zahlenmäßig und waffentechnisch überlegenen Kräften zwang uns immer mehr zum Rückzug. Von Straße zu Straße, ja von Haus zu Haus zog sich der Rest der Arbeiter kämpfend in das Innere der Stadt zurück.

Wir verteidigten um diese Zeit den Hauptbahnhof oder, besser gesagt, die noch vorhandenen Trümmer des Bahnhofes. Wiederholt schlugen wir massiv geführte Angriffe des Gegners zurück. Einige Male gingen wir sogar zu Gegenangriffen über. Die Weißgardisten hatten im Kampf um den Hauptbahnhof große Verluste. Mit dem Befehl, den Hauptbahnhof aufzugeben, kam gleichzeitig die traurige Nachricht, daß Genosse Egelhofer in die Hände der Weißgardisten gefallen sei. Kurze Zeit darauf wurde er ermordet. Dennoch wurden wir in unserem Kampf gegen die Konterrevolution nicht entmutigt.

Wir vereinbarten, uns auf den noch in unseren Händen befindlichen Stachus zurückzuziehen und die angrenzenden Gäßchen und die Kirche zur weiteren Verteidigung einzurichten. Bei uns galt jetzt die Losung: Solange noch eine Patrone vorhanden ist, ergeben wir uns nicht! Lieber tot, als lebendig in die Hände der Weißen fallen! Jeder war sich darüber klar, daß derjenige, der mit der Waffe in der Hand von den Weißen gefaßt wurde, mit der sofortigen standrechtlichen Erschießung rechnen mußte.

In der Nacht zum 2. Mai wurden die vorgesehenen letzten Stellungen bezogen. Auftragsgemäß besetzte meine Gruppe die Kirche. Nun beherrschten wir den ganzen Platz. Alle Straßenzugänge zum Stachus, sowohl vom Hauptbahnhof her als auch von der entgegengesetzten Seite, konnten von uns mit dem Maschinengewehr unter Beschuß genommen werden. Gleichzeitig bestand eine Verbindung mit den anderen Gruppen, die sich in Häusern verbarrikadierten und ebenfalls einige örtliche Straßenzugänge unter Kontrolle nehmen konnten. Zwei Tage und zwei Nächte trotzten wir den immer wieder anstürmenden Weißgardisten.

Neben einem Maschinengewehr standen meiner Gruppe noch etwa 100 Handgranaten und 20 Gürtel Munition zur Verfügung. In den fünfzig Stunden der Verteidigung dieser Kirche versuchten die Weißgardisten acht massierte Sturmangriffe, davon die letzten am Nachmittag des 3. Mai mit Unterstützung von Panzern. Alle acht Angriffe wurden zurückgeschlagen. Mit Geschütz- und Maschinengewehrfeuer, meist auf den Turm gerichtet, glaubten sie den Widerstand zu brechen. Aber nach jedem neuen Angriff mußten sie sich überzeugen, daß selbst ihre große Übermacht unsere kleine Gruppe von überzeugten Revolutionären nicht so leicht besiegen konnte. Am 3. Mai beobachteten wir, wie weitere schwere Maschinengewehre auf den Dächern der an den Stachus nordwärts angrenzenden Straßen in Stellung gebracht wurden. Außerdem nahm die Beschießung der

An der Spitze der Roten Armee in München ihr Kommandeur, der Kommunist Rudolf Egelhofer (vorn im Umhang).

Kirche mit schweren Geschützen zu. Die Turmposten mußten wir bald wegen Munitionsmangels aufgeben. Die Handgranaten waren ebenfalls auf ein Minimum zusammengeschrumpft, so daß die Stunde zur Aufgabe des ungleichen Kampfes immer näher rückte. Was nun?

Nach längerer Aussprache wurde übereinstimmend festgelegt, die Kirche noch in der Nacht, spätestens vor Tagesanbruch zu verlassen. Jeder sollte auf eigene Faust versuchen, zu entkommen und unterzutauchen. Durch eine kleine Tür in der Sakristei, hinter dem Altar, sollten alle die Kirche verlassen und versuchen, die etwa 30 bis 40 Meter entfernt liegenden Gäßchen zu erreichen.

Mit Ausnahme einiger Gewehrschüsse verlief die Nacht vom 3. zum 4. Mai ruhig. Zwar war die Gruppe auf eventuelle Maßnahmen des Gegners eingestellt, aber er unternahm nichts. Wenn ich mich heute noch jener Nacht erinnere, bewundere ich immer wieder die Kaltblütigkeit der Genossen. Furchtlos, ohne größere Erregung, obwohl jeder mit dem Tode rechnen mußte, sah man dem Zeitpunkt des Verlassens der Kirche entgegen. Es wurde eifrig erzählt — über die Ereignisse der letzten Woche, über besondere Vorkommnisse und die Tapferkeit des einen oder anderen. Es wurden Witze gerissen über die in der Übermacht befindlichen Weißgardisten und deren oftmalige Feigheit. Ja, es wurde sogar von der Zukunft des Sieges der Arbeiterklasse über den Kapitalismus gesprochen. Mit Schmerz gedachten wir auch der gefallenen Kameraden. Bei dem Namen des Genossen Egelhofer nahmen wir alle wie auf Kommando die Mützen ab.

Die Zeit bis zum Aufbruch verging langsam. Endlich war es soweit. Vorsichtig wurde die Barrikade an der kleinen Tür beseitigt. Sie wurde zunächst nur einen Spalt breit geöffnet. Draußen war es ruhig, weit und breit niemand zu sehen. Alle drückten sich die Hände und sahen sich noch einmal tief in die Augen.

Wie vereinbart, verließ einer nach dem anderen die halbgeöffnete Tür, um sich sofort, eng an die Mauer geschmiegt, dem Ende des Vorgärtchens zu nähern. Als letzter zog ich die Tür hinter mir zu und gab das verabredete Zeichen. Wie Pfeile schnellten die neun letzten aus der Nische des Kirchenvorbaus hervor und eilten in verschiedenen Richtungen davon.

Ohne mich umzusehen, eilte ich die menschenleere Straße entlang. Schon glaubte ich, die Flucht wäre geglückt, als ich an einer Querstraße einer Doppelstreife der Weißgardisten direkt in die Arme lief. Da ich keinen Sonderausweis hatte, lieferte mich die Streife im Gefängnis am Mariahilfplatz ab. Ein Protokoll wurde nicht aufgenommen.

Das im Amtsgericht am Mariahilfplatz eingerichtete Standgericht — in der nachfolgenden Zeit nannte es sich „Volksgericht" — arbeitete Tag und Nacht. Am 2. und 3. Juni stand Eugen Leviné vor den Schranken dieses Gerichts. Unter starker Bewachung wurde er von Stadelheim zum Gericht transportiert. Das Todesurteil wurde am 5. Juni 1919 im Hofe des Zuchthauses Stadelheim durch Erschießen vollstreckt.

An diesem Morgen gab es im Zuchthaus Stadelheim einen regelrechten Aufruhr. In allen Zellen, besonders in den Gemeinschaftsräumen, wo bis zu 60 Gefangene zusammengepfercht waren, wurden revolutionäre Lieder gesungen und die Schemel gegen die Tür geschleudert.

Am 14. Juni stand ich gemeinsam mit einundvierzig anderen Inhaftierten vor diesem „Volksgericht". Ohne Anklageschrift, ohne einen Nachweis unserer Schuld zu erbringen, ja ohne überhaupt einen der Angeklagten zu Worte kommen zu lassen, sprachen die „Richter", weißgardistische Offiziere, jeden der zweiundvierzig Angeklagten schuldig.

Bitte eines Soldaten

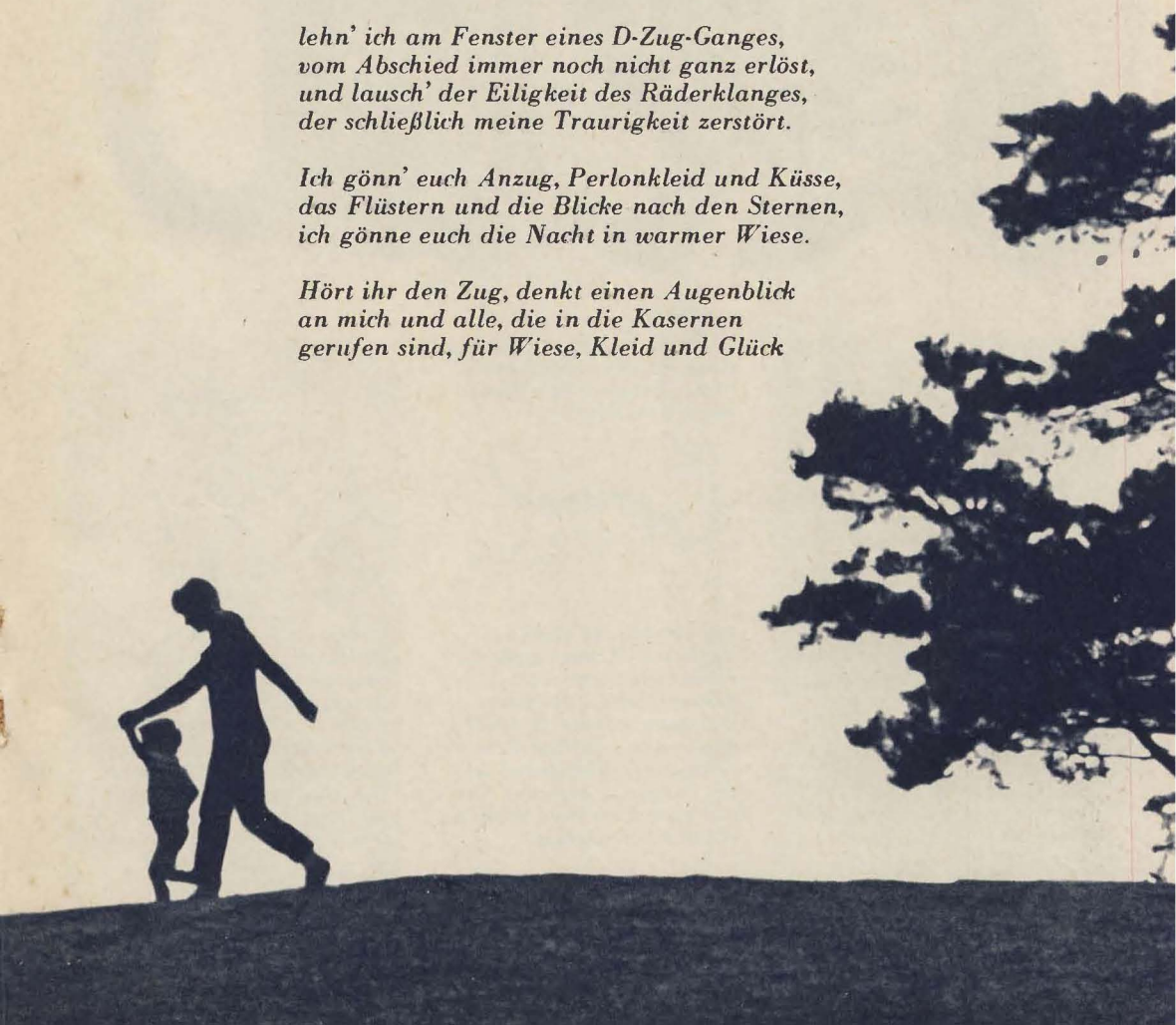
Major Walter Flegel

Wenn ihr am Sonntag ausgehfertig seid
im guten Anzug und im Perlonkleid,
wenn ihr euch auf dem Tanzsaal glücklich dreht
und flüsternd im Foyer der Oper steht,

lehn' ich am Fenster eines D-Zug-Ganges,
vom Abschied immer noch nicht ganz erlöst,
und lausch' der Eiligkeit des Räderklanges,
der schließlich meine Traurigkeit zerstört.

Ich gönn' euch Anzug, Perlonkleid und Küsse,
das Flüstern und die Blicke nach den Sternen,
ich gönne euch die Nacht in warmer Wiese.

Hört ihr den Zug, denkt einen Augenblick
an mich und alle, die in die Kasernen
gerufen sind, für Wiese, Kleid und Glück



Illustrationen:
Hille Blumfeldt

Ein Zirkus gastiert in Washington. Zwei Königstiger entspringen. Sie verlieren einander aus den Augen, aber nach drei Wochen treffen sie sich durch Zufall wieder. Der eine strotzt vor Gesundheit und Fett, der andere ist nur mehr Haut und Knochen und schleicht mühselig einher. „Warum siehst du denn so schlecht aus?" fragt der Dicke. „Ach", jammert der Dünne, „ich bin im Pentagon gewesen und wollte dort gerade eine Raumpflegerin packen, da wurde ich auch schon eingefangen und wieder eingesperrt." „Das verstehe ich nicht", verwundert sich der Dicke", ich gehe auch jeden Tag ins Pentagon und fresse jedesmal einen Admiral oder General. Bisher hat noch kein Mensch etwas bemerkt."

Die Verwaltung eines norwegischen Militärflugplatzes erhielt von einem Hausbesitzer, der am Ende der Startbahn wohnte, folgenden Brief: „Bitte die Startbahn am kommenden Sonnabend nur am Vormittag benutzen. Ich will mein Haus am Nachmittag einem Käufer zeigen."

Vor einem preußischen Militärgericht wurden drei Soldaten angeklagt, ihren Unteroffizier, einen wüsten Schleifer, verprügelt zu haben. Überraschenderweise kamen sie mit der unter preußischen Verhältnissen milden Straße von zwei Jahren je Kopf davon. Im Urteil wurde diese

Anekdoten

Milde folgendermaßen begründet: Angesichts der Verwerflichkeit der Tat sei zwar eine ungleich härtere Strafe angemessen gewesen, doch habe das Gericht als strafmildernd gelten lassen, daß den Angeklagten ihre Täterschaft in keiner Weise nachgewiesen werden konnte.

Picasso stirbt und kommt an die Himmelstür.
„Was wollen Sie?" fragt ihn Petrus.
„Ich möchte in den Himmel."
„Wer sind Sie?"
„Ich bin Picasso."
„Das kann jeder sagen. Können Sie uns das beweisen?"
Picasso verlangt Papier und Kohle und macht eine Zeichnung, die Petrus sofort von seiner Identität überzeugt.

„Sie sind Picasso", sagt er. „Kommen Sie in den Himmel!"
Etwas später fordert Pablo Casals Einlaß.
„Wer sind Sie?"
„Ich bin Casals."
„Können Sie das beweisen?"
Casals verlangt ein Cello und spielt vor.
„Sie sind Casals, Sie können hereinkommen."
Bald darauf klopft Eisenhower an die Himmelstür.
„Wer sind Sie?"
„Ich bin General Eisenhower."
„Können Sie das beweisen?"
„Hören Sie! Ich war Präsident der Vereinigten Staaten, jedes Kind auf der ganzen Welt kennt mich!"
„Es tut mir leid, aber bei uns muß jeder seine Identität beweisen. Gerade waren Picasso und Casals hier, und auch die mußten sich einer Prüfung unterziehen."
„Wer ist denn Picasso? Wer ist Casals?" fragt Eisenhower. Da sagt Petrus: „Jetzt glaube ich Ihnen. Sie sind General Eisenhower!"

Amerikanische Militärregierung in Deutschland. Im fünften Stock des Frankfurter Bürohauses schaut ein Offizier in eines der Zimmer. Drinnen lümmelt faul ein Unteroffizier, die Füße auf dem Tisch, raucht und liest Zeitung.
„Bei Ihnen scheint nicht viel los zu sein", sagt der Offizier.
„Na ja, es gäbe schon einiges zu tun, aber ich habe mein eigenes Rationalisierungssystem."
„Das interessiert mich aber. Wie funktioniert das?"
„Ganz einfach. Kommt ein Akt auf meinen Schreibtisch, so schau ich ihn gar nicht an, sondern leite ihn auf dem Dienstweg weiter an Major Brown. Einen Major Brown muß es ja in diesem Riesenladen geben."
„Sehr richtig. Ich bin Major Brown."

In den ersten Jahren der faschistischen Herrschaft wurde die Aufrüstung unter strengster Geheimhaltung betrieben.
Bei Machulke & Co in Küstrin wird alles erzeugt, wofür die deutsche Familie Bedarf hat. Zur Belegschaft der Fabrik zählt auch Max Borstke. Er arbeitet in der Kinderwagenabteilung. Max Borstke hat seinem Schwager, dem Oberhaupt einer vielköpfigen Familie, einen Kinderwagen versprochen.
Aber das Geschenk läßt auf sich warten. Es vergeht ein Monat, es vergehen zwei Monate. Nach drei Monaten endich stellt der Schwager Max Borstke zur Rede. Max rechtfertigt sich:
„Du wirst dich wundern, ich nehme mir jeden Tag einen Bestandteil nach Hause mit."
„Na und? Das dauert so lang?"
„Laß dir doch erklären! Nach zwei Wochen schon hätte ich alle Teile zusammengehabt."
„Zwei Wochen? Seither sind schon drei Monate vergangen!"
„Richtig. Laß mich doch ausreden! Ich habe die Arbeit schon fünfmal angefangen, ja sogar fertiggebracht, und alle fünfmal ist kein Kinderwagen herausgekommen, sondern, ob du mir's glaubst oder nicht, ein Maschinengewehr."

Ägypten unter König Faruk. Ein junger Mann aus reichem Hause, der blühend aussieht und vor Kraft strotzt, kommt seltsamerweise nicht zum Militär. Nach dem Grund gefragt, erklärt er: „Ich verstehe auch nicht, daß sie mich nicht nehmen. Ich fühle mich kerngesund. Und vor jeder Musterung wette ich mit dem Oberstabsarzt um fünfhundert Pfund, daß ich diesmal tauglich bin — und immer verliere ich!"

Sturm auf die Sprechstunde?

Anno 1569 genügte es, wenn der Landsknechte „Oberster Feldarztet" nur „etwan ein Doctor oder sonst eins stattlichen ansehens" war. Anno 1969 genügt im Maßstab eines Truppenteils schon nicht mehr ein „Doctor". Es müssen ihrer schon drei sein, assistiert von etlichen Feldschern mit einer dreijährigen Fachausbildung sowie mehreren Dutzend Sanitätsunteroffizieren, Sanitätern und Kräften des medizinischen Hilfspersonals. So sieht nicht nur der Stellenplan aus, sondern auch die Praxis. Und was die Sprechstunde angeht, so wird sie täglich auf zwei Ebenen abgehalten: Von den Feldschern in den Bataillonen und vom Arzt im Truppenteil.

Gibt es nun einen Sturm auf die Sprechstunden?

„Kaum", erwidert Oberleutnant (med.) Dr. Uwe Waser. „Die Spitzen liegen bei uns in drei Monaten: Dezember, März und Mai. Die Anstiege im Dezember und Mai kommen meist auf das Konto der neueinberufenen Genossen. Sie sind oftmals weder besonders abgehärtet und trainiert noch im militärischen Leben erfahren. So treten gerade bei ihnen vermehrt Erkältungskrankheiten und leichte Unfälle auf. Im Jahresdurchschnitt haben wir einen Krankenstand von 1,6 %." Zum Vergleich: 1967 betrug er in der Wirtschaft unserer Republik 4,93 %.

Protest von Heinz-Jochen Kalisch: „Soll das etwa heißen, daß die medizinische Betreuung in der Armee dreimal so gut ist wie sonst in der Republik? Ich fürchte eher, hier werden überharte Maßstäbe angelegt!"

Darauf gilt es zu antworten.

Beginnen wir mit der Musterungsuntersuchung, die der Einberufung vorausgeht. Wenngleich es daran, wie Unterfeldwebel Arndt Kaufmann meint, „mancherorts noch manches zu verbessern gibt", überwiegen dennoch die positiven Urteile. Stabsmatrose Rolf Proscher schätzt sie als „gründlichste" ein, die er bis dato mitgemacht hatte. „Bei mir", ergänzt Funker Hans Kassube, „dauerte sie beim Arzt allein eine halbe Stunde." Und Flieger Karl Ohlig gibt ihr kurz und schlicht das Prädikat „Ausgezeichnet".

In der Armee selbst hört man vielfach ähnliches Lob. Gefreiter Dietmar Schwachowe hebt hervor, daß er „noch nie zuvor unter solch intensiver medizinischer Obhut gestanden hat wie bei der NVA". Flieger Horst Frenzel hat in seinem Truppenarzt einen „sympathischen, freundlichen und verständnisvollen, im richtigen Moment aber auch konsequenten" Mediziner kennengelernt, zu dem er „jederzeit wieder gehen würde" — auch wenn er sich „den Arzt aussuchen dürfte". Kanonier Ralph Besenbrock ist vor allem davon angetan, daß „sich die medizinischen Dienste für jeden spürbar um die allgemeine Hygiene kümmern, um das Essen, die Unterkünfte, das Duschen, den Wäschetausch und tausend andere Dinge, die gerade im Gemeinschaftsleben so wichtig und für den Gesundheitsschutz entscheidend sind". Schließlich sei noch darauf verwiesen, daß sich 87% von 107 (anonym) befragten Soldaten in der Nationalen Volksarmee „ordentlich und gewissenhaft medizinisch betreut" fühlen.

Ob nun allerdings die medizinische Betreuung in der NVA „dreimal so gut ist wie sonst in der Republik", vermag ich nicht zu sagen. Besser und intensiver als gemeinhin ist sie gewiß. „Das gebietet allein schon die Tatsache des gemeinschaftlichen Zusammenlebens vieler Menschen auf engem Raum", erklärt Oberstleutnant Walter Kurrach. „Unter diesen Bedingungen ist es weit nötiger als sonst, auf die persönliche und allgemeine Hygiene zu achten und sie konsequent durchzusetzen. Einfach deswegen, weil die Gefahren, zum Beispiel hinsichtlich von Infektionen, weitaus größer sind." Was den von Herrn Kalisch so skeptisch betrachteten niedrigen Krankenstand betrifft, muß man — wie Major (med.) d. R. Dr. Fritz Grahler betont — „von den objektiv sehr günstigen Bedingungen ausgehen, die sich im militärischen Bereich zeigen. Das ist besonders die positive

Oberſter Feldartzet.

EInes öberſten Artzet befelch vnd Ampt ſtreckt ſich dahin / das er etwan ein Doctor/oder ſonſt eins ſtattlichen anſehens ob allē andern Artzten od Feldſcherern/auch ein berhümbter/geſchickter / betagter / erfahrner / fürſichtiger

Mañ ſey/ von welchē alle andre Balbierer/Scherer od ſonſt verletzte erlegte krancke Krecht/oder andere/ſich ſolches wiſſen zu tröſten / hülff vnd raht in zeit der not bey im zu ſuchen haben/ſonderlich was geſchoſſen/gehauwen/ zubrochen/geſtochē/ od in ander weg an den fürfallendē eynreiſſenden Kranckheitē/als an der Breune/ Ruhr/Fehern/vnd dergleichen gebrechen/ welche ſich dann in od bey ſolchen Hauffen on vnderlaß begeben vnd zutragen. Sein Ampt belangt vnd iſt weiter/das er zu anfang oder auffrichten der Regiment / vnd hernach ſo offt man muſtert/oder alle Monat / den Feldſcherern jr Inſtrument vnd Wahr ſampt dero notturfft beſichtigt / vnnd wo er deß fehl / abgang oder mangel erfindt oder ſpürt/ſolches ſol er alßbald bey verlierung der Beſoldung/auffzulegen die notturfft zu erſtatten: Wo aber ſolches nit geſeyn oder müglich zu bekommen/ das ſie ſolches bey jm oder andern in ſolchen fellen wiſſen zu finden. Im Zug helt er ſich ſonſt faſt vmb vnd bey ſeim Oberſten/Auch wo not oder gefahr der Feind/ im ziehen oder Schlachtordnungen/

Selektion des Personals: Vornehmlich handelt es sich um junge Menschen männlichen Geschlechts, die nach exakt vorgegebenen Tauglichkeitskriterien ausgewählt wurden. Hinzu kommt die einheitliche Lebensführung in der Armee. All das vermindert die Anfälligkeit für Krankheiten und macht auf der anderen Seite die Palette der auftretenden Erkrankungen relativ monoton. Stellt man diese Faktoren in Rechnung, wäre es geradezu unnatürlich, entspräche der Krankenstand unter den jungen Soldaten dem Republiksdurchschnitt."

Ergo bleibt auch der große Sturm auf die Sprechstunde aus. Leutnant (med.) Udo Maaß zählt jeden Morgen zwischen 6.00 und 8.00 Uhr „etwa zwanzig Patienten" in seinem Wartezimmer, so daß er sich jedem durchschnittlich sechs Minuten widmen kann. Leutnant (med.) Dr. Klaus Körner hat die gleichen Erfahrungen gemacht. „Nur wenn bei den mot. Schützen das Thema 13 auf dem Ausbildungsprogramm steht, werden es einige mehr. Hin und wieder versucht doch noch einer, sich vor den damit verbundenen Märschen zu drücken. Aber im allgemeinen sind die Simulanten in der Minderzahl."

Mag sein, daß Funker Gerd Hell zu ihnen gehört. Wie käme er sonst zu dem Pauschalurteil, daß die Offiziere mit dem Äskulapstab auf den Schulterstücken „mächtig kleinlich" seien? Allerdings steht er mit dieser Meinung ziemlich allein auf weiter Flur. Stabsmatrose Siegfried Biener bezeichnet die Behandlung als „korrekt; der Ton ist menschlich". Kanonier Holger Gleiß: „Weder unser Abteilungsfeldscher noch unser Doktor sehen in uns den ‚Muschkoten', sondern immer einen Menschen und Genossen, dem irgend etwas weh tut und der von ihnen Hilfe erwartet." Pionier Bernd Brose lobt die „Mühe, welche sich die Armee-Ärzte" mit ihm gegeben haben als er „ein schweres Magenleiden hatte". Im Heilprozeß hat er etliche Stationen durchwandert – bis zum Zentralen Armeelazarett. „Ich glaube, bessere Fachärzte hätte ich kaum finden können."

Als AR bei 107 weiteren Soldaten diesbezüglich die „Vertrauensfrage" stellte, wurde sie von 85% bejahend beantwortet. Ein deutliches Vertrauensvotum für die medizinischen Dienste! Sie haben sich's redlich verdient. Nicht allein in den Sprechstunden, sondern mit der Summe aller ihrer Bemühungen, den „vorbeugenden Gesundheitsschutz und die medizinische Betreuung und Versorgung" auftragsgemäß zu sichern.

Die Bilanz gliedert sich in viele Einzelposten. Beispielsweise auch in jene „Kopfwäsche", die die Unteroffiziere der Einheit Neubauer vom Arzt verpaßt bekamen, „weil ich (Feldwebel Rüdiger Knuth) in einer Sturmbahnausbildung den neuen Soldaten nicht vorgemacht und ihnen nicht genau erklärt hatte, wie man vom Brett springen muß, so daß sich ein Genosse den Fuß verstauchte". Oder in jene Reise, die Leutnant (med.) Bernd Mette unternahm, um bei einem ihm persönlich bekannten Betriebsleiter kurzfristig einige Quadratmeter Fußbodenbelag zu besorgen, weil er bei einer Hygienekontrolle festgestellt hatte, „daß der Beton-Fußboden eines für Unterkünfte ausgebauten Obergeschosses bei jeden Luftzug Staub aufwirbelt . . .".

Einst war es „befelch und ampt des Arztet", dem Soldaten vorrangig „in zeit der not hülff und rath" zu geben, „sonderlich was geschossen, gehauwen, zubrochen, gestoche" war. Heutzutage ist die erste Aufgabe der medizinischen Dienste die der Prophylaxe. Nicht zuletzt, um damit dem Sturm auf die Sprechstunde vorzubeugen.

Ihr

Karl-Heinz Freitag

Vom ersten bis zum letzten Tag ...

... seines Wehrdienstes steht der Soldat unter der Obhut der medizinischen Dienste. Bereits bei der Musterung wird er von einem Ärztekollektiv gründlich untersucht. Im Truppenteil, zu dem er einberufen wird, erfolgt eine Gesundheitsbesichtigung; ferner wird er dort gegen Wundstarrkrampf, Typhus/Paratyphus, Pocken und Virusgrippe geimpft. Jährlich kommt zweimal der Röntgenzug zur Schirmbilduntersuchung auf Tuberkuloseerkrankungen. Regelmäßige Gesundheitsbesichtigungen und Zahnreihenuntersuchungen dienen dem vorbeugenden Gesundheitsschutz. Wird er krank oder verletzt er sich, bekommt er jede notwendige medizinische Hilfe – angefangen vom Kompaniesanitäter über den Bataillonsfeldscher und die medizinische Einrichtung des Truppenteils bis zur fachärztlichen Spezialbehandlung in Lazaretten, Krankenhäusern oder im Zentralen Armeelazarett in Bad Saarow.

Zur Ausheilung von Krankheiten oder Unfällen kann er Genesungsurlaub erhalten. Die medizinischen Dienste leiten seine Sanitätsausbildung. Sie kümmern sich um seine persönliche Hygiene, überwachen die Unterkünfte, das Essen, die Trinkwasserversorgung, das regelmäßige Duschen sowie den Wäschetausch, kontrollieren die Abfall- und Abwässerbeseitigung und die Schädlingsbekämpfung. Sie nehmen Einfluß auf die richtige methodische Gestaltung seiner Ausbildung. Am Ende seiner Dienstzeit wird der Soldat nochmals ärztlich untersucht, wenn notwendig auch geröntgt.

IRONTAL

Bonn-Bonn's

„Du, Schäl, wat ech noch sage wollt, neulich han ech e prima Fernsehsendung jesehe mit'n jroß Kamelkarawan'. Ech war ganz aus dem Häus'che."
„Wat de nich sachst, Tünnes. Wat hawe di denn jemach?"
„Du biss'ene Knallkopp, Schäl! Wat solle di jemach hawe? Durch de Wüst' sind se jejange un hawe alle mit de Schnüz jekaut, de erst' vorn un de andere all hinderher. Sowat sieste janz selten."
„Awer Tünnes, dene kannste hier doch jede Tag bejegne."
„Wo denn, Schäl! In 'ne Zoo?"
„De biss jeck, Tünnes, in'ne Bundestag! Da kaut doch de CDU vor un di von de SPD jehe alle hinderher un kaue nach."

Käte Kreye (Lesereinsendung)

Zeichnung: Arndt

●

„Du, der Plaene-Verlag in Düsseldorf hat eine Schallplatte über Kiesingers Ohrfeige herausgebracht!" – "Jaja, jetzt hat man's sogar auf Platte, daß Kiesinger, wie viele andere in der Regierung, Nazi war!" – „Eben – eine neue Platte, aber das alte Lied."

●

„Du, Tünnes, der neue Polizeipräsident Hübner von Westberlin will einen direkten Draht von sich zum regierenden Bürgermeister ziehen lassen." – „Hoffentlich sind die Westberliner auf Draht!" – „Wie meinst du das?" – „Sie sollten endlich erkennen, daß die Hauptdrahtzieher in Bonn sitzen."

H. Lauckner

(DEFA)

Im Himmel ist doch Jahrmarkt

Allen wissenschaftlichen Erkenntnissen zuwider behauptet DEFA-Regisseur Rolf Losansky „Im Himmel ist doch Jahrmarkt". Mit ihm selbstverständlich die Drehbuchautoren Günter Mehnert und Ullrich Speitel sowie Kameramann Helmut Grewald, Komponist Gerd Natschinski und der gesamte Drehstab. Und was für ein Jahrmarkt! kann man nur sagen, wenn man diesen DEFA-Film gesehen hat. Hauptpersonen sind fünf attraktive Damen der weiblichen Fallschirmspringer-Nationalmannschaft (dargestellt von Christel Bodenstein, Regina Beyer, Angelika Waller, Heidrun Schwarz-Pollak und Gesine Rosenberg). Zu ihnen gesellen sich – wie könnte es bei so vielen Verführungsanlässen anders sein?! – sechs, ja, Sie haben richtig gelesen, s e c h s junge Männer(Ingolf Gorges, Siegfried Höchst, Günter Junghans, Klaus Bamberg, Peter Pollatschek, Berko Acker). Beileibe keine Fallschirmspringer, eher Erfindungsgenies in Sachen Liebe. Trainer Hannes jedenfalls kann ein Lied davon singen, und eben drum spricht er auch ein Machtwort: Er läßt seine Damen schwören, jetzt und immerdar der Liebe „ade" zu sagen und sich fortan nur den Luftsprüngen zu widmen. Doch wie sagt der Volksmund? Verbotene Früchte schmecken süß? Diese Weisheit muß Meister Amor verbreitet haben. Er hat ja schließlich auch seinen Plan zu erfüllen. Und eben darum müht sich Besagter hier eifrig. Und seine Erfolge?: „Im Himmel ist doch Jahrmarkt" – in Farbe und auf Totalvisions-Leinwand. Mit von der Partie sind u. a. Eberhard Cohrs, Bruno Carstens, Gerd E. Schäfer und Ingeborg Nass. *J.*

Anno Tobak

Vom Revolver

Im Januarheft erläuterten wir die Herkunft des Namens der Pistole. Diesmal soll einiges zu ihrem „Verwandten", zum Revolver, gesagt werden.

Der Revolver (engl. to revolve = umdrehen) ist, wie der Name sagt, eine Faustfeuerwaffe mit einem drehbaren mechanischen System von mehreren Läufen oder mehreren Pulver-(Ladungs-)kammern. Seine Entwicklung als Waffe steht in Zusammenhang mit dem Bestreben, die Schußfolge durch derartige Kombinationen zu erhöhen. Doch zeigte sich bald, daß die Waffe mit mehreren Läufen zu schwer und zu unhandlich wurde. Deshalb beschränkte man sich auf die drehbaren Pulverkammern, vornehmlich bei kurzen Schußwaffen mit einem Lauf von 15–20 cm Länge, vor dessen hintere Öffnung beim jeweiligen Spannen des Hahnes die Ladungskurbel eine

TRANSPRESS
VEB Verlag für Verkehrswesen,
1968, 4,– Mark

Flugzeugtypenbücher und „Historische Flugzeuge"

Die Lücke, die im Angebot von Flugzeugtypenbüchern bisher bestand, wurde nun durch die Serie „aerotyp" geschlossen. Herausgeber ist der durch seine Fliegerjahrbücher bekannte Luftfahrtpublizist Heinz A. F. Schmidt. Mit „aerotyp" stellte er sich die Aufgabe, in vier Heften eine Übersicht der wichtigsten zur Zeit vorhandenen Verkehrs-, Militär- und Sportflugzeuge sowie Hubschrauber zu geben. Auf jeweils 96 Seiten stellt er etwa 48 Typen in Abbildung sowie im Dreiseitenriß vor und vermittelt ihre wichtigsten taktisch-technischen Angaben. Ein Mangel der Reihe ist, daß die neuesten sowjetischen Flugzeuge kaum vorhanden sind. Außerdem weiß man spätestens seit Domodedowo, daß das Flugzeug, das als Jak-25 angegeben wird, die Jak-28 ist.

Neben dieser Reihe erschien ebenfalls von Heinz A. F. Schmidt im VEB Transpress-Verlag Berlin der Band „Historische Flugzeuge". Ein derartiges Buch gab es auf unserem Büchermarkt bisher noch nicht. Ausgewählt wurden Flugzeuge aus 12 Staaten (Belgien, ČSR, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Niederlande, Österreich, Polen, Rußland, UdSSR, USA) bis etwa zum Stand des Jahres 1946. Hervorzuheben ist, daß darunter zahlreiche Militärflugzeuge aus dem ersten und zweiten Weltkrieg vertreten sind. Die Typensammler, die auf Raritäten aus sind, finden hier auch zahlreiche sowjetische Flugzeuge, über die es bisher in unseren Publikationen wenig Unterlagen gab.

Da in einem Band naturgemäß nur ein geringer Ausschnitt aus der Vielzahl der bisherigen Flugzeugentwicklungen gezeigt werden kann, wäre ein zweiter Band sehr zu begrüßen. Wünschenswert wäre es auch, in einem Vorwort die politischen und militärpolitischen Zusammenhänge mit der Entwicklung bestimmter markanter Flugzeugtypen in der jeweils konkreten gesellschaftlichen Situation zu behandeln.

Der Gebrauchswert dieses für Fachleute und Liebhaber auf dem Gebiet der Fliegerei gleichermaßen interessanten Buches wird durch ein umfangreiches Register erhöht.

W. K.

neue Patrone aus dem Magazin (mit meist sechs Kammern) „drehte".

Die ersten Revolver, die der amerikanische Oberst Colt in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts konstruierte, waren noch Vorderlader. Lefaucheux wandte dann 1853 auf das mechanische Drehsystem die Hinterladung mit Metallpatronen an und vervollkommnete den Mechanismus derart, daß sowohl ein ruhiges Zielen als auch ein schnelles Feuern sowie sicheres Treffen ermöglicht wurden. Auf diesem System basieren viele der späteren verbesserten Konstruktionen. Einen Rückgriff auf die Mehrläufigkeit der Revolver stellt die noch im ersten Weltkrieg verwendete Revolverkanone, 3,7–4,7 cm Kaliber, mit Rohrbündel, dar.

Dr. Schu.-Fa.

Lefaucheux-Revolver

TIP-COCKTAIL

OBERFELDWEBEL JOSEF ROSE

Geboren: 16. März 1943. Beruf: Maurer. Größte Erfolge: 4 A-Länderspiele, 3mal deutscher Meister der DDR mit dem ASK (2mal Feld, 1mal Halle). Klub: ASK Vorwärts Berlin.

Seinen Einstand in der Oberligamannschaft des ASK hätte er sich nicht besser wünschen können. Auf Anhieb konnte sich der 20jährige Handballer 1963 mit seinen Mannschaftskameraden mit der DDR-Meister-Würde schmücken. In knapp zwei Jahren war das aus Ahlbeck stammende Talent beim ASK zum Könner gereift und fand seinen Platz in der damals in erster Linie das Niveau des DDR-Handballs bestimmenden Armee-Mannschaft. Neben solchen Weltklassespielern wie Haberhauffe, Hebler, Müller, Liedke, Pappusch zu spielen und zu bestehen, bedeutete für den jungen Josef Rose schon etwas. Dabei hat er mit seinen 176 cm kein ausgesprochenes Handballergardemaß. Trotzdem wurde der sehr athletische und außerordentlich wendige Josef nach dem Abtritt seiner bekannten Mannschaftskameraden zum wichtigsten Torjäger des ASK. Als rechter Kreisspieler liegt die Stärke des Linkshänders vor allem im blitzschnellen Antritt mit oder ohne Ball nach innen und im kompromißlosen Einsatz des Körpers am Kreis. Die meisten seiner Tore erzielt Josef Rose deshalb auch aus der Mittelposition, obwohl er durchaus auch vor der Deckung des Gegners zum Sprungwurf hochsteigen und das Tor mit Fernwürfen anvisieren kann. Josef ist verheiratet. In seinem Beruf als Maurer will er sich zum Meister qualifizieren.

Wi.

BEWÄHRUNG im Fahrtwind

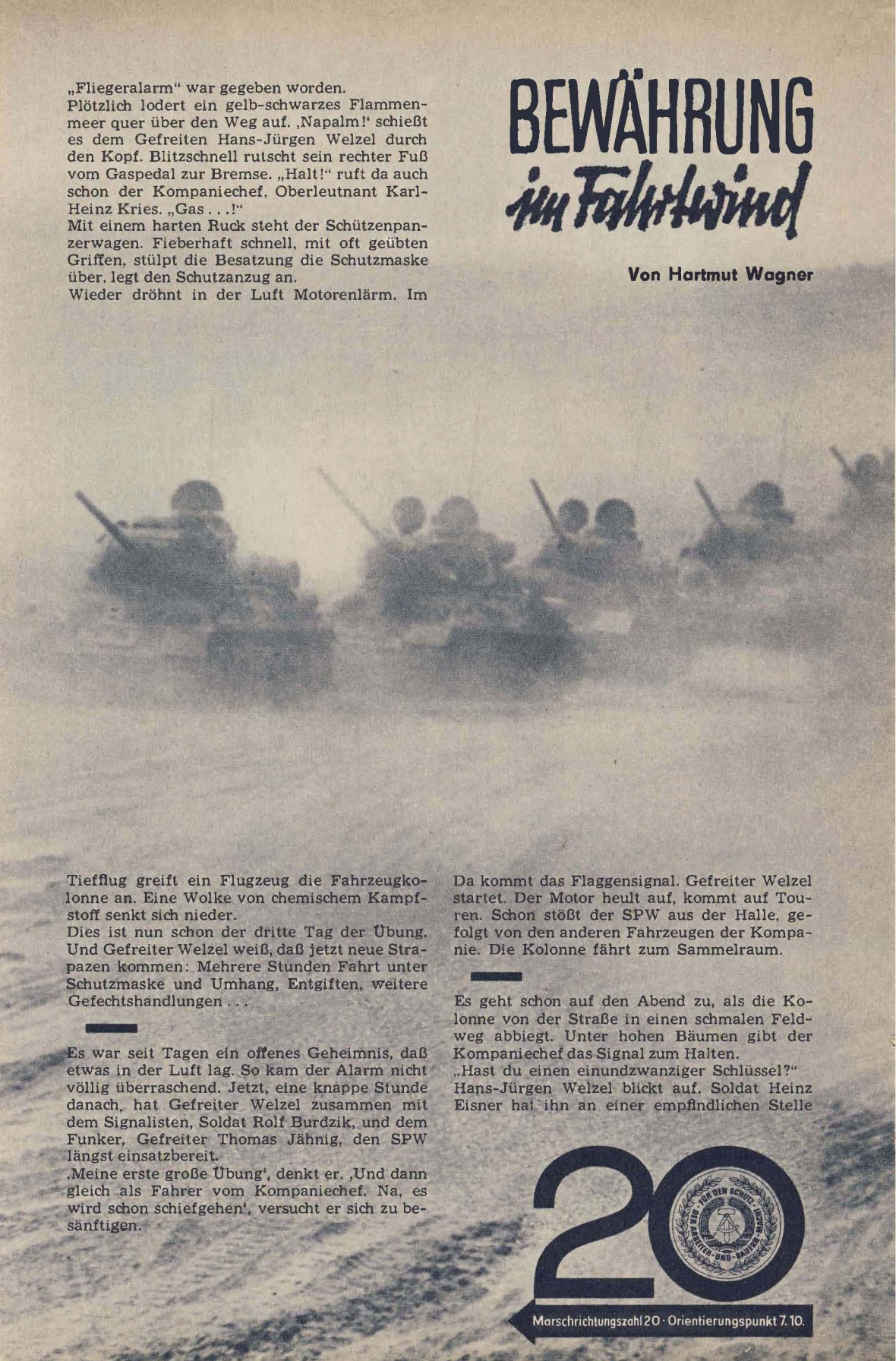
Von Hartmut Wagner

„Fliegeralarm" war gegeben worden.
Plötzlich lodert ein gelb-schwarzes Flammenmeer quer über den Weg auf. ‚Napalm!' schießt es dem Gefreiten Hans-Jürgen Welzel durch den Kopf. Blitzschnell rutscht sein rechter Fuß vom Gaspedal zur Bremse. „Halt!" ruft da auch schon der Kompaniechef, Oberleutnant Karl-Heinz Kries. „Gas . . .!"
Mit einem harten Ruck steht der Schützenpanzerwagen. Fieberhaft schnell, mit oft geübten Griffen, stülpt die Besatzung die Schutzmaske über, legt den Schutzanzug an.
Wieder dröhnt in der Luft Motorenlärm. Im Tiefflug greift ein Flugzeug die Fahrzeugkolonne an. Eine Wolke von chemischem Kampfstoff senkt sich nieder.
Dies ist nun schon der dritte Tag der Übung. Und Gefreiter Welzel weiß, daß jetzt neue Strapazen kommen: Mehrere Stunden Fahrt unter Schutzmaske und Umhang, Entgiften, weitere Gefechtshandlungen . . .

Es war seit Tagen ein offenes Geheimnis, daß etwas in der Luft lag. So kam der Alarm nicht völlig überraschend. Jetzt, eine knappe Stunde danach, hat Gefreiter Welzel zusammen mit dem Signalisten, Soldat Rolf Burdzik, und dem Funker, Gefreiter Thomas Jähnig, den SPW längst einsatzbereit.
‚Meine erste große Übung', denkt er. ‚Und dann gleich als Fahrer vom Kompaniechef. Na, es wird schon schiefgehen', versucht er sich zu besänftigen.

Da kommt das Flaggensignal. Gefreiter Welzel startet. Der Motor heult auf, kommt auf Touren. Schon stößt der SPW aus der Halle, gefolgt von den anderen Fahrzeugen der Kompanie. Die Kolonne fährt zum Sammelraum.

Es geht schon auf den Abend zu, als die Kolonne von der Straße in einen schmalen Feldweg abbiegt. Unter hohen Bäumen gibt der Kompaniechef das Signal zum Halten.
„Hast du einen einundzwanziger Schlüssel?" Hans-Jürgen Welzel blickt auf. Soldat Heinz Eisner hat ihn an einer empfindlichen Stelle



getroffen. Das Werkzeug hütet der Gefreite wie seinen Augapfel; deshalb verborgt er es nicht gern. In der Kompanie erzählt man sich, wenn Welzel nicht aufzufinden sei, brauche man nur an seiner Werkzeugtasche zu rütteln, und schon komme er angewetzt.

„Was willst du denn machen . . .?"

‚Wenn's jetzt plötzlich weitergeht, sehe ich den Schlüssel nicht wieder!' überlegt er. Und ohne Handwerkszeug ist ein „Kutscher" nun einmal aufgeschmissen. Ohne die Antwort abzuwarten, sagt er abweisend:

„Da komme ich jetzt nicht ran!"

Im nächsten Moment jedoch bohrt ihn sein Gewissen. ‚Wenn nun etwas mit seinen Kerzen ist?' Und ohne weiter zu überlegen, kramt Hans-Jürgen Welzel seine Werkzeugtasche hervor und geht hinüber zu Eisners SPW. Es ist tatsächlich eine Zündkerze, stellt er sofort am Motorengeräusch fest. Gemeinsam schaffen sie Abhilfe, noch bevor es richtig dunkel wird.

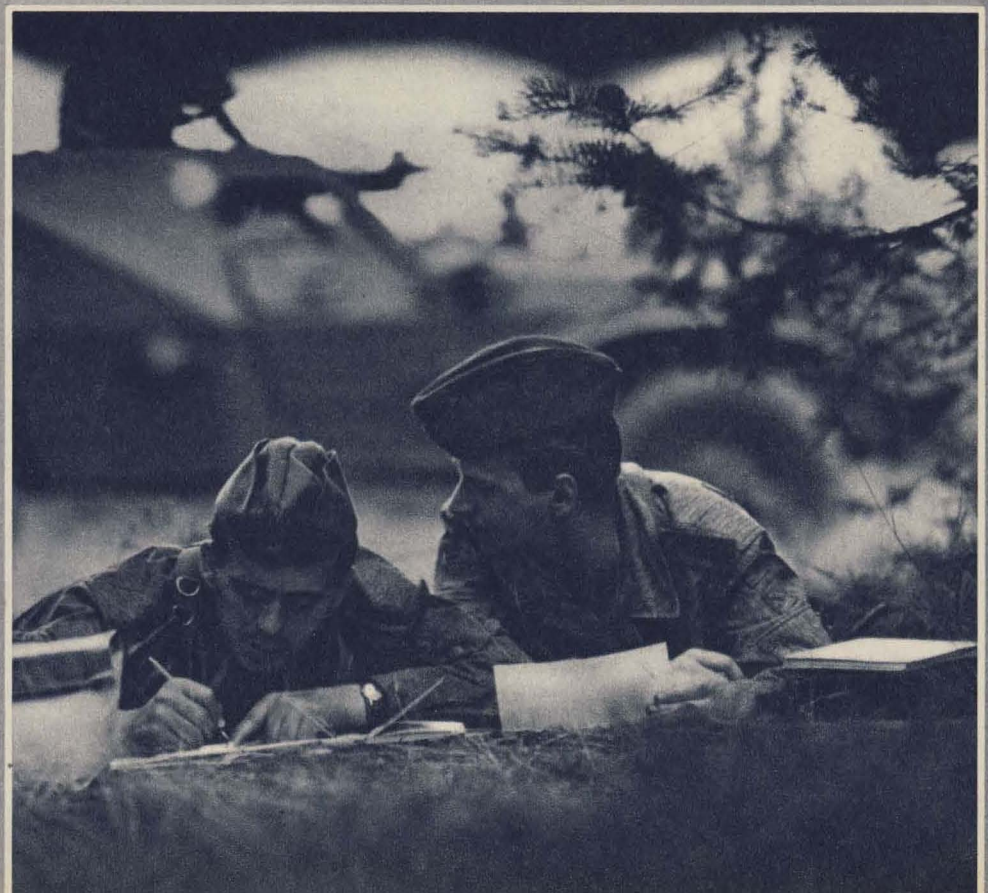
Während sich Hans-Jürgen Welzel erneut, diesmal zufrieden, das Stampfen der Kolben anhört, spricht ihn ein Posten an:

„Du sollst mal zu Irmer kommen. Er hat was an den Bremsen."

Diesmal läßt er sich nicht lange bitten. Er weiß, daß er der einzige Berufskraftfahrer ist, der einzige Fachmann unter den SPW-„Kutschern". Und im Gefecht hängt der Sieg, hängt oftmals das Leben jedes einzelnen davon ab, ob er auf sich allein gestellt ist oder auf eine verschworene Gemeinschaft rechnen kann.

„Gefechtsordnung herstellen!"
Wie ein Lauffeuer springt der Befehl von Waggon zu Waggon. Die Fahrer spritzen zusammen mit den Signalisten zu den SPW, machen sie startklar.
Es ist der Vormittag des zweiten Tages, einige hundert Kilometer von der Garnison entfernt. In der Nacht war die Einheit Rehberg auf Eisenbahnwaggons verladen worden. Zu mehr als vier Stunden Schlaf waren die Genossen nicht gekommen. Hatte schon die Verladung höchste Genauigkeit verlangt — das Abladen nun erfordert ein Maximum an Präzision.
Rückwärts muß Gefreiter Welzel den SPW lenken, über eine 150 Meter lange, federnde Brücke von Eisenbahnwaggons, die in leichtem Bogen auf die Rampe zuführt. Nur eine Handbreit Platz ist auf jeder Seite zwischen den Rädern und der seitlichen Waggonklappe. Lediglich auf die Flaggensignale Burdziks angewiesen, stößt er vorsichtig zurück, versucht, den winzigen Spielraum nicht zu überziehen.
Zufrieden beobachtet Oberleutnant Kries, wie Gefreiter Welzel behutsam, ohne die Seitenwände zu streifen, der Rampe zustrebt. ‚Genau der richtige Fahrer für das Führungsfahrzeug', denkt er. ‚Sehr gute Ausbildungsergebnisse, diszipliniert, gewissenhaft — auf ihn kann ich mich in jeder Situationen verlassen. Auf alle eigentlich!' Und seine Gedanken eilen voraus: ‚Was werden die nächsten Tage bringen? Gewiß, die Kompanie ist auf die Übung gut vorbereitet. Bis jetzt hat alles geklappt. Aber die harten Brocken kommen erst noch! Die Schiedsrichter sind unbarmherzig. Ob alle Genossen diese Prüfung gut bestehen werden?'

Die Nacht ist erfüllt von Motorenlärm. Panzer ziehen auf Parallelwegen vorbei, kurze LKW-Trupps überholen die SPW-Kolonne, die auf Funkbefehl langsam am rechten Straßenrand fährt.
Der Kompaniechef steht, wie immer während der Fahrt, hinter dem MG. Sein Oberkörper ragt über das Dach des Schützenpanzerwagens hinaus. Mit von der nächtlichen Kälte leicht geröteten Augen beobachtet er die Straße vor sich und die ihm folgenden Wagen der Kompanie. Sein Kartenbrett liegt auf dem Dach des SPW. Im Schein einer Taschenlampe vergleicht er die Strecke immer wieder mit der Karte. Hin und wieder gibt er dem Fahrer Weisungen:
„In der Kurve gehen Sie auf zwanzig!"
Und nach einer Weile: „Jetzt fünfundzwanzig!"
‚Wenigstens etwas', denkt Hans-Jürgen Welzel und gibt mehr Gas. Dieses stunden-, ja tage-



▲ Gefreiter Hans-Jürgen Welzel

◀ Oberleutnant Kries ergänzt die Gefechtskarte

lange Geschleiche geht ihm auf die Nerven. ‚Wenn ich den Bock so richtig knüppeln könnte ... Mit seinen über hundert PS würde ich ihn ganz schön in Fahrt bringen ...'

Er wirft einen Blick auf den Tacho: Statt 25 km/h sind es 30 geworden. Es juckt ihm in den Fußspitzen, das Gaspedal noch tiefer durchzutreten.

„Wieviel fahren Sie eigentlich?" reißt ihn der Kompaniechef aus seinen Gedanken. „Die Lücken zwischen den Fahrzeugen werden immer größer. Gehen Sie auf zwanzig zurück!"

Hans-Jürgen nimmt langsam das Gas zurück. ‚Der Kochef merkt aber auch alles!'

Er hält den Kopf aus dem Fenster. Kurz vor Mitternacht waren sie aufgebrochen; jetzt geht es bereits auf den Morgen zu. Lediglich am Nachmittag hatte er zwei Stunden schlafen können. Die Müdigkeit macht sich bemerkbar. Im Kopf ist ein dumpfes Gefühl, und die Augen brennen.

Es kann schon mal passieren, daß ein Fahrer schneller fährt. Aber am Ende der Kolonne „knüppeln" sie sich dann kaputt, weil immer wieder Lücken aufreißen. Eigentlich ist nicht Schnell-, sondern Langsamfahren eine Kunst, bestätigt sich hier eine alte Erkenntnis.

Gefreiter Welzel behält recht mit seiner Vorahnung. Der dritte Tag der Übung läuft unter weitgehend realen Kampfbedingungen ab. Er stellt höchste Anforderungen an die Soldaten und an die Fahrzeuge. Mit dem Napalmüberfall und dem Entgiften ist er noch nicht zu Ende. Vom Kommandeur der Einheit erhält Oberleutnant Kries den Befehl, als Spitzenkompanie zu fahren.

„Kompanie vorwärts!" befiehlt er.

Über Heide- und Waldwege schlängelt sich die SPW-Kolonne. Bald wissen die Soldaten, daß es über einen Fluß geht. Und sie sollen die ersten sein, diejenigen, die den Brückenkopf freikämpfen und sichern sollen.

In schneller Fahrt überholt Hans-Jürgen Welzel andere SPW-Kolonnen, Kübelwagen, Zugmaschinen. Kurz vor einer flachen Anhöhe fährt er an einer großen Ansammlung von Technik vorbei; Panzer, Amphibienfahrzeuge und Flak sind darunter, sprungbereit für den Moment, in dem die Pioniere die Brücke über den Fluß fertiggestellt haben.

Vor den SPW sind jetzt nur noch Panzer. Gleich darauf stoppt die Kolonne. Die Schützen sitzen ab, treten kurz an, klettern dann auf Schwimm-

fahrzeuge. Bald sind sie den Blicken des Gefreiten entschwunden. Für ihn heißt es jetzt warten.
Panzer postieren sich indessen längs der Böschung und bedecken den Gegner am anderen Ufer mit einem Feuerhagel. Unter ihrem Schutz überqueren die Schützen, auf Amphibienfahrzeugen sitzend, den Fluß und drängen den Gegner zurück. Nachdem die Pioniere die vorgefertigten Brückenteile paßgerecht eingeschwommen haben, ergießt sich eine nahezu endlose Fahrzeugschlange über den Fluß . . .
In ihr letztes Drittel reiht sich Gefreiter Welzel ein, gefolgt von den anderen Kampfwagen. Als Fahrer des Führungs-SPW ist er jetzt verantwortlich dafür, daß alle Fahrzeuge der Kompanie rasch wieder zu den Schützen gelangen, die kämpfend bereits weit vorausgeeilt sind. Hier beweist der Gefreite hohe Selbständigkeit und Verantwortungsgefühl.

Während der Nacht wechselt die Einheit erneut mehrmals den Standort. Die Waldwege sind schlecht, Schlaglöcher bei dem schwachen Abblendlicht kaum zu sehen.
Schon die dritte Nacht ist die Einheit nun auf Achse. Der Gefreite wirft einen kurzen Blick nach hinten, vorbei an den Beinen des Kompaniechefs und des Signalisten, die aufrecht stehen. Im Innern des Wagens schlafen, zusammengekrümmt, die Soldaten.
‚Die haben's besser als ich', sinnt er ein wenig neidisch. ‚Und mir brummt der Schädel! Die Augen fallen mir fast aus dem Kopf wegen dieser verdammten Schlaglöcher.'
Wieder steckt er den Kopf — zum wievielten Male eigentlich? — aus dem Wagenfenster. Als er noch den Zementzug beim Kraftwerk Fürstenwalde fuhr, mit zwei Hängern hintendran, war's auch nicht gerade leicht. Aber wenn er da müde war, ist er eben rechts rangefahren und hat eine Stunde geschlafen . . .
Er wirft erneut einen Blick nach hinten, auf Oberleutnant Kries und Rolf Burdzik. Dann mustert er den neben ihm kauernden Funker Thomas Jähnig, der konzentriert die Signale aus dem Äther verfolgt. Dabei wird ihm bewußt, wie ungereimt seine Gedanken sind.
‚Andere sind auch müde und müssen wachbleiben und arbeiten. Du mußt dich bezwingen! Du bist doch kein Schwächling', setzt sein zweites Ich ihm zu.

„Einheit Rehberg vorwärts zum Sturmangriff!" heißt es, als es bereits hell ist. Von den in breiter Linie ausgeschwärmten SPW an die Kampflinie herangefahren, arbeiten sich die Schützen, unterstützt von Panzern und Pak, an den Gegner heran. Die weite, hügelige Heide ist erfüllt vom Geknatter der Maschinenwaffen, vom Krepieren der Panzer- und Pakgeschosse.
Leuchtspurmunition hat an einigen Stellen das Heidekraut entzündet; schwarzer, beißender Rauch zieht über den Boden, beschränkt die Sicht zuweilen auf nur hundert Meter. Immer wieder springen die Schützen auf, stürmen vorwärts, krallen sich förmlich in den Sand, graben sich ein beim Nähern gegnerischer Panzer, springen wieder auf, vertreiben den Gegner . . .
Gefreiter Hans-Jürgen Welzel erlebt solch einen Sturmangriff mehrerer Kompanien zum erstenmal. Das imposante Bild, die Erregung des Kampfes lassen ihn die Anstrengungen der vergangenen Tage fast vergessen. Es beeindruckt ihn ‚wie kampfstark eigentlich seine Einheit ist.

Es wird dunkel. Die mehrtätige Übung geht zu Ende. Erfolgreich für die Einheit Rehberg. Ihr gutes Ergebnis ist ein ordentliches Pfund im Wettbewerb zu Ehren unserer Republik. Nun befindet sie sich auf dem Rückmarsch.
Wieder sitzt Gefreiter Welzel mehrere Stunden hintereinander am Lenkrad. Und er weiß, daß der kilometerlange Heimweg erst im Dämmern des nächsten Tages geschafft sein wird. Wieder ist er mit seinen Gedanken allein.
So ist es nun einmal: Beim Fahren haben die, die ebenfalls wachen müssen, kaum Zeit und Gelegenheit zu einer Unterhaltung mit ihm. Die anderen schlafen vor Erschöpfung. Und bei den Rasten fielen ihm selbst bald die Augen zu, wenn er nicht noch Durchsichten am SPW zu machen hätte . . .
In Gedanken verflucht Hans-Jürgen Welzel das Fahren. Aber er weiß gleichzeitig, daß er das so ernst nicht meint. Dazu ist er viel zu sehr mit dem Herzen bei der Sache.
Und beinahe hätte es ihn einmal doch erwischt, erinnert er sich mit einem bißchen Unbehagen. Es war im Herbst. Er hatte tüchtig einen draufgemacht, so daß es am nächsten Morgen noch zu spüren war. Schließlich stellte ihn der Kommandeur zur Rede.
„Betrunkene Fahrer können wir nicht brauchen", sagte er unmißverständlich. „Wenn Sie sich nicht ändern, müssen wir Sie ablösen."
Der Gefreite schwieg dazu. Trotzig dachte er: ‚Tut's doch! Als Schütze habe ich es sowieso besser!'
Als der Trotz verflogen war, war er froh, daß er das nicht laut gesagt hatte. Immerhin ist es ein Unterschied, ob man das Lenkrad ehrenvoll aus der Hand gibt, oder ob man davongejagt wird. Und dagegen sträubte sich sein Ehrgefühl als Berufskraftfahrer.
Von Stunde an gab es über ihn keine Beschwerde mehr. Bei der nächsten Umstellung der Fahrzeuge erhielten er und sein Signalist sogar zwei Tage Sonderurlaub, weil sie ihren SPW besonders gut auf die neue Witterungsperiode vorbereitet hatten.
Hans-Jürgen Welzel denkt an die Fahrtstunden, die noch vor ihm liegen. Der Kampf gegen die Müdigkeit, die Konzentration auf die Strecke werden noch schwerer sein als bisher. Und dennoch durchströmt ihn ein Gefühl der Freude: Er hat nicht versagt. Seine erste und zugleich auch bisher schwerste Bewährungsprobe hat er bestanden.

Letzte Kontrolle. Oberleutnant Kunew, der Kompaniechef, ist sehr streng; denn es geht um die Sicherheit seiner Soldaten.

AR-Korrespondent
Oberstleutnant
Lasar Georgiev, Sofia

Der SIEBENTE Sprung

Oft schon habe ich mich gefragt, was in den jungen Fallschirmspringern vor sich gehen mag, wenn sie aus dem Flugzeug hinaus ins Leere treten. Einen Fahrschüler, einen Funker, einen Kanonier kann der Ausbilder sofort korrigieren — einen Fallschirmjäger beim Sprung nicht. Und jeder grobe Fehler, jede Unvorsichtigkeit kann ernste Folgen haben. Nach dem ersten Sprung sind noch zehn weitere notwendig, noch zwanzig oder dreißig — bis das Fallen und Schweben zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens gehört.

Die Fallschirmjäger in der Kompanie des Oberleutnants Kunew haben zwar den ersten Sprung schon hinter sich — den zehnten aber noch einige Zeit vor sich. Sie sind „die Neuen", und man sieht das ihren Gesichtern an, wenn sie sich auf den nächsten Sprung vorbereiten. Nicht, daß Angst darin zu lesen wäre — das war bei

Nur noch wenige Augenblicke. Wird auch alles gut gehen?

Raus geht es schneller!

Und dann ist in wenigen Minuten alles vorbei.

diesem und jenem vor dem ersten Sprung so. Nur – es fehlt noch die Ruhe und Ausgeglichenheit auf den Zügen, wie man sie bei „alten Hasen" findet.

Zum letzten Mal überprüfen sie die Fallschirme und Verschnürungen; der Kompaniechef hat den Probesprung absolviert und sagt: „Normal!"

Es war sein 215. Sprung. Mit seinen Erfahrungen kann er ohne Gerät die Richtung und annähernde Geschwindigkeit des Windes bestimmen und ziemlich sichere meteorologische Angaben machen. Doch gibt es in der Kompanie auch Soldaten, die noch mehr Sprünge als er hinter sich haben. Oberfeldwebel Tscholakow zum Beispiel führt heute seinen 415. Sprung aus . . .

Start! Der Motor heult auf, und der Hubschrauber hebt vom Boden ab. Langsam klettert der Zeiger des Höhenmessers über die Ziffern der Skala: 600 . . ., 800 . . ., 1000 Meter.

Hubschrauberkommandant Hauptmann Ilijew drückt einen Knopf. Unterleutnant Beltschew ist der erste Springer. Er lächelt den auf einer Bank sitzenden Soldaten seiner Gruppe ermutigend zu und läßt sich in den Abgrund fallen. Der Soldat, der nun seinen Platz einnimmt, schaut einen Moment zur Tür; und ein Zucken wie von elektrischem Strom geht durch seinen ganzen Körper. Oberfeldwebel Tscholakow blickt ihn aufmerksam an. Es ist ein Moment der Kontrolle und des Zweifels. Lehrer und Schüler sehen sich sekundenlang in die Augen. Dann kommt wieder das Signal; der Soldat gibt sich einen Ruck, tritt vor und verschwindet durch die Öffnung des Hubschraubers. Danach folgt ein anderer, ein dritter . . .

Der Hubschrauber kreist und landet auf dem Flugplatz. Die Soldaten der ersten Gruppe haben bereits ihre Fallschirme eingeholt und kommen mit einem Auto zum Ausgangspunkt zurück. Dort werden sie sofort von den Genossen der zweiten Gruppe umringt.

„Na, wie war's?" – „Es ging!" – „Prima!" – „Schrecklich!"

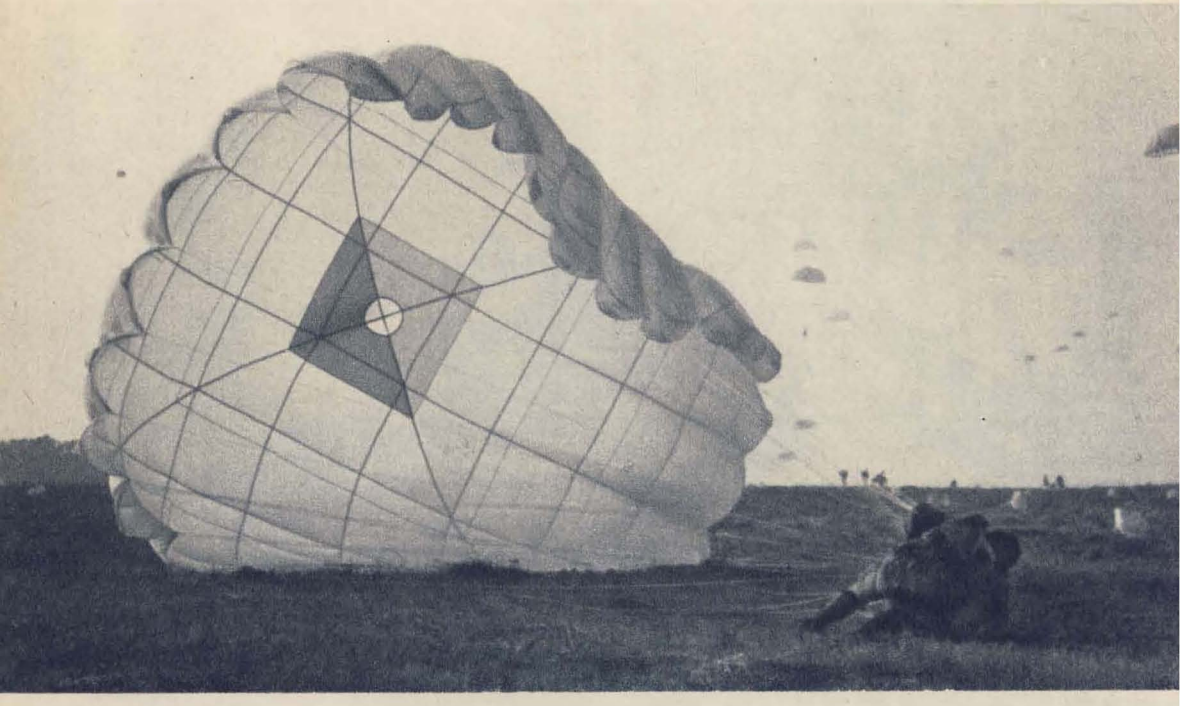
Alle schauen sich sofort nach dem um, der „schrecklich" gesagt hat.

„Wieso schrecklich?"

„Na ja, alle fallen, ich aber treibe nach oben. Eine Böe hebt mich an und trägt mich fort. Als es schließlich abwärts geht, schaue ich nach unten – der Kanal. Ich denke schon, daß ich baden muß – da jagt mich der Wind in ein Schlehdorngebüsch . . ."

„Schon gut", wirft Oberleutnant Kunew ein, „machen Sie keine Panik!"

Die zweite Gruppe läuft auf die Maschine zu. Es dauert nicht lange, bis der Hubschrauber wieder die befohlene Höhe erreicht hat und die weißen Kleckse der Fallschirme ausspuckt. Als wäre er mit weißer Tusche vollgepumpt und würde jetzt tropfen – mal mehr, mal weniger weit von der Markierung des Zielkreises entfernt. Einige Soldaten landen sogar ziemlich nahe; so zum Beispiel die Gefreiten Dimitrow und Nikolow sowie der Soldat Marew, die fast im Kreis landen. Sie dirigierten die Schnüre des Fallschirms, beherrschten ihren Körper. als wäre es ihr hundertster Sprung . . . In Wirklichkeit war es der siebente.



Fest aneinander

Oktober 1968. Zwischen Kiefern und Birken liegen die großen Zelte, die Unterstände, stehen die getarnten Fahrzeuge und Waffen. Gefechtsbereit ist das Bataillon und empfängt doch Besuche. Die den Frieden mit dem Lied und dem künstlerischen Wort verteidigen, sind Gast bei denen, die mit der Waffe für ihn einstehen; sind bei ihnen gerade in diesen Wochen, da durch die Manipulationen der Antikommunisten und Revanchisten der Frieden besonders gefährdet ist.

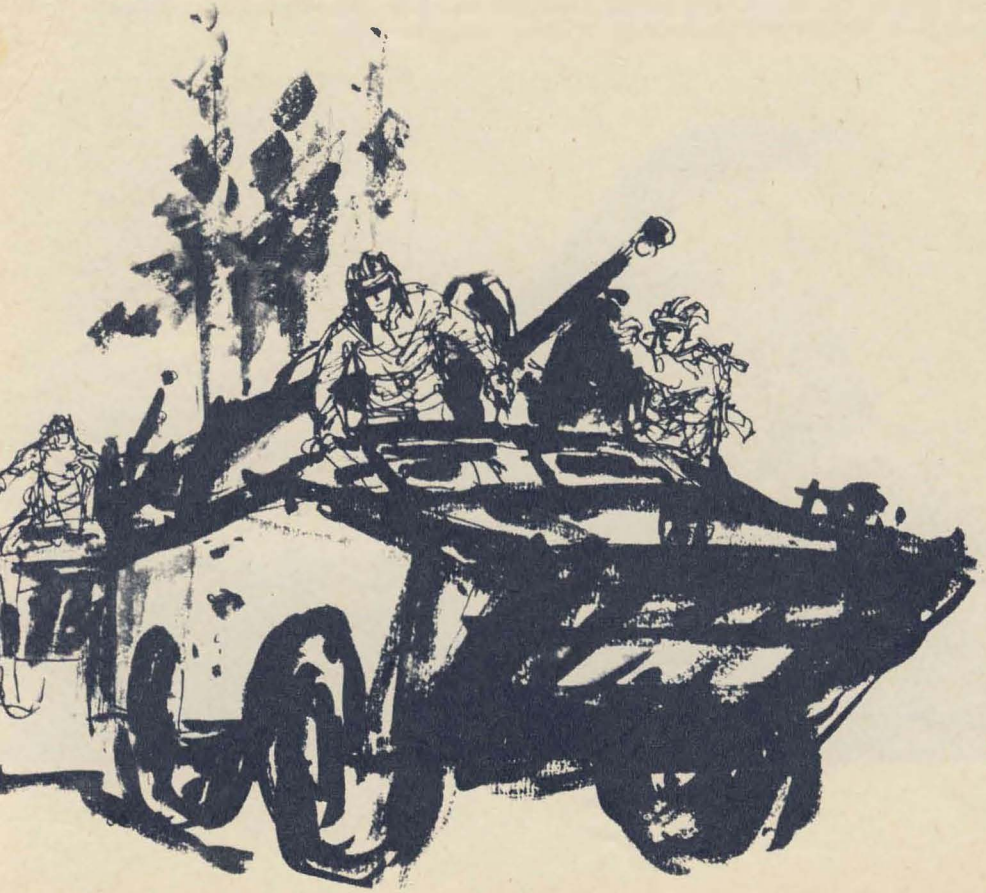
Ich treffe gute alte Bekannte: Harry Hindemith, Horst Preusker, erfahre, daß Erik Neutsch eben wieder abgefahren ist ...

Ich bin nicht zum ersten Mal bei den Genossen unserer bewaffneten Kräfte, doch in solcher Situation war ich noch nie bei ihnen. Die außergewöhnlichen Verhältnisse binden uns fester aneinander. Deutlicher als je zuvor spüren wir unser gemeinsames Streben, diese neugeschaffene Menschengemeinschaft zu schützen und zu bewahren, den Sozialismus unüberwindbar zu machen, indem wir uns gegenseitig stärken.

Ich lese Songs, Gedichte zur Malerei, Sommertexte, ich lese aus dem Manuskript „Glück soll dauern", und ich bitte um Kritik. Aufmerksam hört man zu, gründlich will man diskutieren und fordert bei manchem Text, ihn ein zweites und drittes Mal zu lesen. Sachkundig erweisen sich die Zuhörer nicht nur, was den Inhalt betrifft. Auch die Mittel, mit denen die Verse geformt wurden, werden nach ihrer Tauglichkeit befragt. Keine der Lyrikdebatten, die ich in Kulturhäusern oder Intelligenzklubs erlebte, war interessanter und fruchtbarer als diese hier. Und wieder gaben Gespräche so viel Sicherheit, daß wir alle schwierigen Situationen und Probleme meistern werden, und daß dabei auch die Lyrik helfen kann und wird.

Helmut Preißler, Schriftsteller, Leiter der ZAG schreibender Soldaten des Kommandos der Grenztruppen

Erlebnisse, Gedichte, Skizzen von Künstlern, die den Soldaten der NVA Kampfgenossen sind



Hans Räde: „Aufsitzen!"

WEGE übers LAND

Ein unvergeßliches Erlebnis

Genosse Professor Dr. Maetzig, Sie gehören zu jenen Filmkünstlern, die der Bitterfelder Weg oft und in vielfältiger Weise zu den Soldaten der Nationalen Volksarmee geführt hat; im Oktober 68 mündete er in einen Wald, in ein Gelände, dem schließlich nur noch mit Gummistiefeln beizukommen war. Es war trotzdem ein guter Weg und ein lohnendes Ziel, nicht wahr?

Wenn ich an das vergangene Jahr zurückdenke, dann ist dieser Besuch im Wald ein unvergeßliches Erlebnis. Warum eigentlich? Es passierte doch nichts Sensationelles. Ich besuchte unsere Soldaten bei der Ausübung ihres verantwortungsvollen Dienstes, aber natürlich in einer gespannten Situation, die alles in einem neuen Licht erscheinen ließ. Die Armeeführung bot Kulturschaffenden auch – oder gerade – in dieser Zeit die Möglichkeit des künstlerischen Gesprächs. Offiziere eines Stabes, Angehörige eines mot. Schützenbataillons, Panzerbesatzungen beim Reinigen ihrer Fahrzeuge und selbst der Koch, der das Mittagessen zubereitete, fanden in dieser angespannten Atmosphäre Zeit, Kraft, Gedanken, Interesse über Kunst zu sprechen. Mehr noch: Sie alle waren ein kunstfreundliches Publikum auch in dem Sinne, als sie bereit waren, die Grundlagen jeder künftigen Kulturausübung unter Einsatz ihres Lebens zu sichern. Der unauslöschliche Eindruck, den ich von all dem mit nach Hause nahm, waren der tiefe Ernst, das konsequente, klassenbewußte Denken, das sie alle beherrschte. Jeder einzelne war bemüht, seine eigene Rolle in diesem großen internationalen Klassenkampf zu verstehen, und auch Kunst wurde verstanden und empfunden nicht als etwas Abseitsliegendes, sozusagen als ein Kompott nach dem Essen, sondern als etwas Lebensnotwendiges, etwas, was auch Waffe sein kann und das, wenn sie wirklich sozialistische, kämpferische, humanistische Kunst ist, aus unserem Leben nicht wegzudenken ist.

Haben diese Eindrücke auch Einfluß auf die von Ihnen beabsichtigte Verfilmung von Heinrich Manns Romanwerk „Die Jugend und Vollendung des Königs Henri Quatre"?

Ganz bestimmt. Heinrich Manns herrlicher Roman über Henri Quatre, den einzigen König Frankreichs, den das Volk bis heute noch den guten König nennt, hat vielfältige Beziehungen zu den großen Weltproblemen von heute, und so fassen wir, die wir den Film vorbereiten, es auch auf. Nehmen Sie doch nur einmal jene Stelle im Roman, wo Heinrich Mann das Wirken des großen französischen Philosophen und Humanisten Michel de Montaigne, eines Zeitgenossen Heinrich IV würdigt, indem er schreibt, daß es für Humanisten nicht genüge, nur denken gelernt zu haben, „nicht aber auch reiten und zuschlagen. Sogar Montaigne", schildert Mann, „war Soldat gewesen, trotz seiner ungeschickten Hände hatte er dies notwendige Handwerk getrieben – notwendig, weil es sonst allein den Hirnlosen überlassen bliebe. Das muß man wissen: wer denkt, soll handeln, und nur er". – Ich glaube, allein schon dieser eine höchst bedeutungsvolle Gedanke steht in tiefer Beziehung zu den Aufgaben, die unsere Soldaten erfüllten und zu all dem, was wir seitdem durchdacht haben.

König Henri Quatre wurde ermordet . . .

Ja, ermordet von den Jesuiten, den Abgesandten der schon verfallenden reaktionären Weltmacht Spanien-Habsburg; ermordet, weil er ihnen wieder erlaubt hatte, ins Land zurückzukehren. Seine übergroße Toleranz erwies sich als Schwäche, die seinen Tod bewirkte und sein Werk gefährdete. Der Beziehungsreichtum dieser Tatsache beschäftigte uns ebenfalls in unseren Gesprächen.

Es war für mich ein beglückendes Gefühl, dort im Walde unter Menschen zu sein, die auch durch ihre Disziplin, durch ihre Tat, durch ihre politische Klugheit mit die Garantie dafür geben, daß bei uns das Neue, das Fortschrittliche nie wieder ermordet werden kann.

Gerhard Thieme: Regulierer

Darf ich Sie zum Abschluß des Gesprächs, für das ich Ihnen danke, vielleicht noch um die Schilderung einer Episode bitten, die Sie besonders stark beeindruckt hat?

Da gäbe es viel zu erzählen, denn wir sprachen ja nicht nur über Kunst, sondern auch über Politik, halt über das ganze Leben. Und diese Gespräche bis tief in die Nacht waren ernst, kritisch, und ich glaube auch selbstkritisch, was

Hans Eickworth: Musike

mich betrifft. Was ich bisher an Filmen produzierte, wurde kritisch auf die Waage gelegt. Lassen Sie mich hier die Geschichte mit dem Koch erzählen.

Am Vormittag des zweiten Besuchstages weilte ich bei Soldaten, die ihre Waffen reinigten, und ich beobachtete auch den Koch bei seiner schweren Arbeit, die er viele Stunden nacheinander gewissenhaft verrichten muß, mit dem Gesicht gegen die Hitze des Feuers, mit dem Rücken gegen die Kälte des Herbstregens, und deren Ergebnis von so großer Wichtigkeit für das Wohlbefinden der Truppe ist. Als wir dann mittags das wohlschmeckende Fleisch und das gutgewürzte Bayrisch Kraut auf dem Teller hatten, da sagte der Bataillonskommandeur zu mir: „Schwer hat's ein Kommandeur und schwer auch ein Regisseur. Trösten wir uns mit dem Koch: Der hat dreimal am Tag Premiere, und seine Arbeit wird dreimal am Tage sachkundig und kritisch geprüft."

Wir hatten uns verstanden.

(Das Gespräch mit Prof. Dr. Maetzig führte Major W. Seiffert)

Eine Bettgeschichte

Gegen Mittag war das Dreigestirn Bildender Künstler im Konzentrierungsraum des Truppenteils angelangt. Zwei von ihnen, Bildhauer Gerhard Thieme und Grafiker Hans Räde, ließen es sich trotz strapazenreicher Fahrt nicht nehmen, ihre ersten Eindrücke unverzüglich zu Papier zu bringen. Das Interesse der Soldaten war ihnen sicher. Anerkennende Worte wurden laut: „Daß Sie unsere Tätigkeit hier so wichtig finden – einfach erstaunlich."

Als die Zeit der offiziellen Begrüßung nahte, fand sich vom dritten, dem Bildhauer Hans Eickworth, weit und breit keine Spur.

„Kein Grund zur Aufregung", beruhigte ein Unteroffizier die ratlos dreinschauenden Kollegen, „der Künstler hat es nicht unter seiner Würde befunden, auf meinem harten Strohsack ein Nickerchen zu machen. Und was lehrt uns das, Genossen? Auch er gehört zu uns!"

Major W. Seiffert

21. August 1968

Heute gab es zwischen mir und meiner Zeitung
die entscheidende Schlacht
aufgeschreckt aus meinen Liebesliedern
ließ ich fallen, was ich in den Händen hielt
Tauben und einen schlafwarmen Sommer
die Leier der Alten und der Jungen vorsichtige Lieder
fallen ließ ich auch den traubenblauen Samt
den ich eifrig gewoben hab für mein Herz
in dem schon die Spinnweben nisteten
Ich erhob mich und sah im Spiegel
ein törichtes Liebkind
auf ausgetretenen Pfaden
ins Blumenbeet gesunken mit dem Wolf
der die Sache mit dem Uhrenkasten kennt
Aber das war gestern
heute gab es zwischen mir und meiner Zeitung
die entscheidende Schlacht
ungeachtet meines betretenen Herzens
fasse ich mich an den ernüchterten Kopf
und schließe mich der Frage an:
Wer Wen

Gisela Steineckert, Schriftstellerin, Leiterin der Zentralen Arbeitsgemeinschaft schreibender Soldaten des Kommandos der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung

Weitermachen

Unterwegs zu einer unserer Buch-Lesungen hatten wir uns verspätet. Am Rande eines Waldes angekommen, blickte sich der uns begleitende Bataillons-Politstellvertreter suchend um und bat uns, ein wenig verlegen, um ein paar Minuten Geduld. Die Soldaten seien, so nahm er an, sicher wieder zu den Kompanien zurückgegangen. Er wollte eben gehen, um sie zu holen, da rannte unter den Apfelbäumen über die Wiese auf uns zu ein Offizier. Während des Laufens knüpfte er sich den Felddienstanzug zu, band das Koppel um. Dann wischte er sich mit dem Taschentuch Gesicht und Hände ab.

„Genosse Hauptmann", meldete der Unterleutnant (ich sah an seinem Ohr Seifenschaum und unter der Feldmütze hervor rann aus den feuchten schwarzen Haaren Wasser), „ich, wir haben inzwischen gebadet, und uns ... weil wir ... für die Kunst gewissermaßen ... gewaschen ..." – „Wo?" fragte der Politstellvertreter. – „Dort", antwortete der Unterleutnant und wies mit dem Kopf in die Richtung, aus der er gekommen war, woher plötzlich lautes Lachen tönte.

„Gehen wir", sagte der Hauptmann. „Aber", entgegnete der Unterleutnant, „es ist ... wissen Sie."

Der Hauptmann winkte ab. Wir folgten ihm über die Wiese. Da überholte uns der Unterleutnant, erreichte das Ufer eines etwa vier Meter breiten Flüßchens vor uns und rief laut: „Achtung!" Im Fluß nahmen, bis an die Knie im Wasser stehend, ungefähr vierzig nackte Soldaten Grundstellung ein. „Weitermachen!" vermochte der Politstellvertreter im üblichen Befehlston gerade noch über die Lippen zu bringen, dann fiel auch er in unser Lachen ein.

Major Walter Flegel, Schriftsteller

Getarnter Posten

Über mich breiten die Bäume
ihr weites, raunendes Laubdach.
Gräser hüllen mich ein.
Wiese bin ich und Baum,
laubgrün und grasgrün,
bewegt nur vom Wind.

Die Gräser, die Bäume
sind mit mir verbündet,
verbündet ist mit mir
die Heimaterde, auf der ich liege,
im Arm das Gewehr, schußbereit,
freundlich den Tieren des Waldes,
unversöhnlicher Jäger
der Bestien.

Helmut Preißler

Hans Rädе: Posten

Junge oder Mädel?

Vormittags, an einem der letzten Augusttage des vergangenen Jahres, trafen wir – ein Grafiker und zwei Bildhauer – beim Stab einer mot. Schützeneinheit ein. Es regnete. Bevor uns der Kommandeur empfing, musterten uns die Soldaten mit neugierigen Blicken. Ob wir wohl mit unseren nassen Joppen jenen Eindruck als Künstler vermittelten, den sich junge Leute im allgemeinen machen? Ich weiß es nicht; aber diese Frage stand auch nicht zur Debatte. Das Interesse war allerseits auf unsere Zeichenmappen gerichtet. Man wollte etwas sehen. Ein junger Hauptmann brachte mit, was er in den vergangenen sechs Wochen gezeichnet hatte. Im Nu entspann sich eine heiße Diskussion. Alle Genossen hatten sich mit uns unter einer schmalen Plane neben dem Kommandeurspanzer zusammengedrängt. Auch unsere Skizzen, die am Vortage bei einer Flakeinheit entstanden waren, wurden einer strengen Kritik unterzogen. Während es draußen in Strömen goß, zeichneten wir, und unsere Modelle standen feierlich still. Ein Duft, der von der Feldküche herüberzog, erinnerte uns an die Mittagszeit. Als wir dann mit den Kommandeuren an den weiß gedeckten Tischen saßen, beeindruckte uns ein scheinbar nebensächlicher Wortwechsel: Ein weißhaariger Oberstleutnant trat ins Zelt und begrüßte uns. Da ging ein Soldat, der an diesem Tage offensichtlich als Ordonanz fungierte, auf ihn zu und fragte: „Genosse Oberstleutnant, bei Ihnen zu Hause ist ein Enkel angekommen? Was ist es, ein Junge oder ein Mädel?" „Ein Mädel" lautete freundlich und stolz die Antwort. Die Genossen gratulierten, wir selbstverständlich auch. Wie oft hab ich wohl selbst in meiner neunjährigen Dienstzeit bei unseren bewaffneten Kräften diese oder ähnliche Situation erlebt und nichts Besonderes dabei empfunden.

Heute, wenn ich als Bildhauer in meinem Atelier arbeite, frage ich mich, ob nicht diese Übereinstimmung von Inhalt und Form, die auch aus dieser Episode spricht, genau das ist, was es darzustellen gilt. Ich meine das Wesen einer sozialistischen Armee und ihres Menschenbildes. Das aufzuspüren und in eine künstlerische Form zu bringen, gelingt uns nur im engen Kontakt mit der Truppe, in der Wechselseitigkeit der Beziehungen.

Hans Eickworth, Bildhauer

Präzision

Sonst war immer alles schön vorbereitet gewesen – oder päzisiert, wie man bei der Armee sagt. Heute sollten wir eine Gruppe von Soldaten einfach überraschen, so war es mit dem übergeordneten Kommandeur abgesprochen worden. Und was wir sonst abends am Lagerfeuer darboten – unser kleines, aus Gedichten und Liedern bestehendes Programm – das wollten wir versuchen, am Tage mitten im Wald zu veranstalten; mit den Genossen, die abkömmlich von ihren Aufgaben waren.

Ganz wohl war uns beiden nicht. Aber wie versucht man das Lampenfieber zu überwinden? In dem Falle sagten wir erst mal viel zu laut und übertrieben: „Guten Tag". Etwas skeptische Blicke folgten. Dann folgte eine von uns hübsch ausgedachte Einleitung – ging auch ganz gut –, und als wir den Genossen sagten „wir sind gekommen, um zu zeigen, daß wir zu Euch gehören, gerade jetzt, wo es darauf ankommt, den Beweis zu erbringen", hatten wir uns verstanden.

Bald saßen wir im Rund, trugen Gedichte vor, sangen gemeinsam Lieder und diskutierten über Kunst. Daß hin und wieder mal einer aufstand und dann irgendwo getuschelt wurde, nahmen wir als dienstliche Mitteilungen.

Plötzlich aber platzte in unsere Unterhaltung, die gerade bei einem in Vorbereitung befindlichen Fernsehkrimi angelangt war, ein Genosse in weißer Servierjacke mit Kaffee und Apfelkuchen. Uns zwei fehlten die Worte! Bei der Armee kann man zaubern! Wir saßen mitten im Wald, tranken den besten Kaffee – das alles serviert von einem Genossen in blütenweißer Weste... Danke den Genossen, danke für den Kuchen, danke der blütenweißen Weste, danke...

Christine Laszar, Schauspielerin
Karin Hercher, Regieassistentin beim DFF

Woran man sich später immer messen wird...

„‚Hast du die Hirsche gesehen auf dem Weg hierher?' fragten mich die Soldaten. Ich war etwas verblüfft über diese Frage; Hirsche hatte ich nicht gesehen. Die Genossen hatten ihre Panzer gemeint – und wirklich: sie hatten ihre ‚Hirsche' so gut getarnt zwischen Bäumen und Gesträuch, daß ich diese Kolosse nicht gesehen habe. Worüber sie sich mehr freuten, über ihre gute Leistung oder darüber, daß sie mich ein bißchen reingelegt hatten, weiß ich nicht. Und doch möchte ich unbedingt bald wieder zu den Soldaten fahren", sagte der Mann mit den großen blauen Augen lächelnd. „Und das nicht etwa nur, weil die Genossen mir vorwarfen, ich sei zu kurz bei ihnen gewesen. Ich möchte wieder zu ihnen, weil es wirklich ein großes, erregendes und mich bereicherndes Erlebnis war." Und dieser Mann ist sicher nicht arm an interessanten Begegnungen. Er ist Schauspieler, er ist Vorsitzender der Gewerkschaft Kunst, er ist Mitglied des ZK der SED: Hans-Peter Minetti.

„Der Aufenthalt bei den Panzersoldaten in jenen angespannten Tagen nach dem 21. August war ja nicht meine erste Begegnung mit Genossen unserer Volksarmee. Zuvor hatte ich schon oft vor ihnen gesprochen, für sie rezitiert, mit ihnen diskutiert. Doch dieser Abend am Lagerfeuer – das war etwas ganz Neues. Wir sangen gemeinsam, unterhielten uns. Und irgendwie kamen wir auf die Pariser Kommune zu sprechen. Ich zitierte jene Stelle aus Brechts ‚Die Tage der Kommune', die ich so gern hab: ‚Bürger, wenn Sie aufhören würden, Ihre Stimme für die Schonung Ihres Todfeindes zu erheben, könnten Sie seine Kanonen hören!' – Diesen Grundfehler der Kommune, den Marx erkannte, den die Oktoberrevolution vermied, kennen unsere Soldaten; sie wissen, sie wußten gerade in den Tagen, da die Konterrevolution in der ČSSR so gefährlich wurde, daß man mit dem Feind nicht diskutieren kann, sondern ihn schlagen muß."

Darüber hat Genosse Minetti mit den Soldaten gesprochen. Und er rezitierte Brechts „Lied der Kommunarden". „Den Text kann ich nicht auswendig. Ein Genosse leuchtete mir mit der Taschenlampe auf's Buch. Unter solchen Bedingungen hatte ich noch nie vorgetragen. Das Schöne war: es gab keine Trennung zwischen Diskussion und künstlerischem Vortrag; eins ging ins andere über. Das dichterische Wort bereicherte das politische Argument. Kunst wurde zur Waffe."

Voller Hochachtung spricht Genosse Minetti von den Panzerfahrern: „Was mir besonders imponiert hat, war die Realität, die Konkretheit des Feindbildes bei den Genossen. Das beeindruckte mich deshalb, weil unter Künstlern zuweilen sehr subjektiv unterschiedliche Auffassungen darüber bestehen. Der Grad der Gefährlichkeit des Feindes spiegelt sich oft in unseren künstlerischen Werken nicht richtig wider – oft wird der Kleinbürger zum Privatfeind eines Schriftstellers oder Regisseurs, gegen den man lieber angeht, als gegen den Imperialismus. In unserer künstlerischen Praxis gibt es über das Feindbild noch nicht genügend Klarheit. Das ist bei den Panzerfahrern anders. Sie besitzen eine illusionslose Vorstellung über den imperialistischen Klassenfeind. Auch über dessen Militärtechnik. Die Soldaten können sich keinen Ersatzpanzer vorstellen, wie sie ihn sich wünschen, um ihn leicht zu bekämpfen. Sie müssen ganz konkret von einem Panzer ausgehen, von seiner Geschwindigkeit, von seiner Panzerung, seiner Waffenbestückung. Und die Genossen messen das, was sie selbst können, an dieser Realität.

Trotz vieler Entbehrungen und Härten herrschte unter den Soldaten großer Optimismus, starkes Selbstvertrauen auch in ihre militärische Kraft. Mich persönlich beeindruckte, wie ausgezeichnet sie informiert waren. Sie kannten die Stellungnahmen der Bruderparteien. Ihre Kommandeure und Politoffiziere hatten ihnen kein Nachdenken erspart. Deshalb verstanden sie diese Tage als echte Klassenkampfsituation. Ich glaube, das waren Tage, an denen man sich später immer messen wird."

(Das Gespräch mit dem Genossen Minetti führte AR-Mitarbeiterin Constanze Pollatschek)

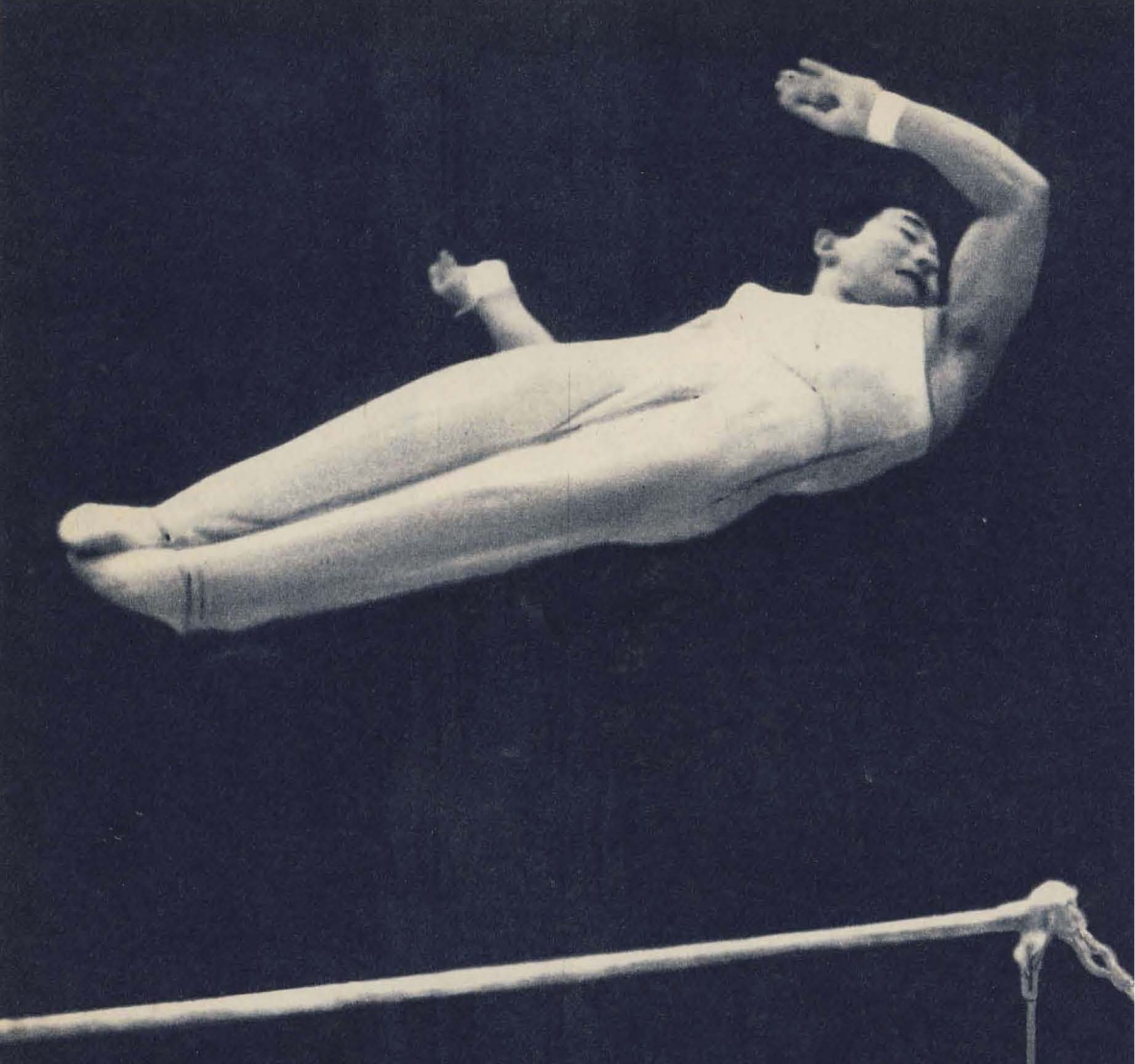
Hans Räde: Im Konzentrierungsraum des Aufklärungsbataillons

Meister des Sports Karl-Heinz Friedrich

Hecht, Salto, Mühle...

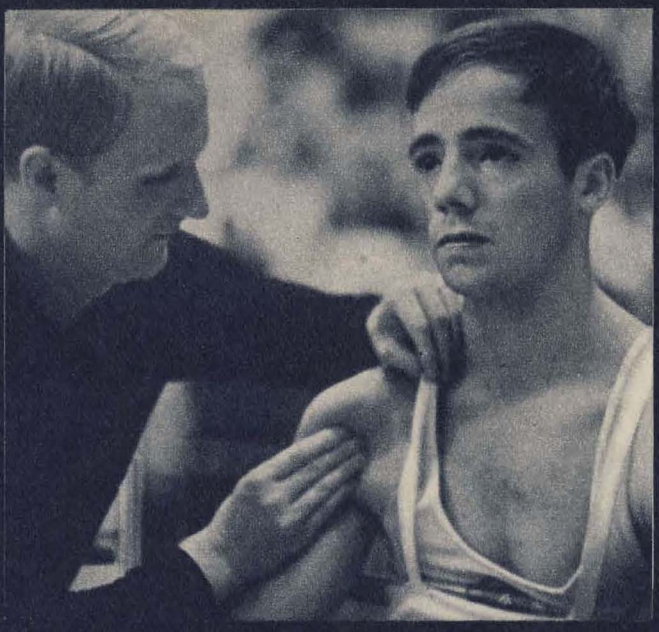
Abgang vom Gerät – wichtiges Element im Turnen

Immer effektvoller, immer atemberaubender wird in aller Welt geturnt. Was heute noch als recht schwierig, ja als einzigartig gilt, kann morgen Dutzendware sein. Ein Salto aus der Riesenfelge am Reck – vor etwa 15 Jahren noch ein mit viel „Ah" und „Oh" bestaunter Abgang – ist heutzutage am Ende einer Meisterkür nur ein Armutszeugnis.
Vor etwa zehn Jahren sahen wir bei dem sowjetischen Turner Viktor Lissitzki zum ersten Mal einen Salto mit ganzer Drehung als Reckabgang. Wir waren fasziniert. „Wie lernt man das?" – „Welche Sicherung ist die zweckmäßigste bei den ersten Versuchen?" Wir hatten viele Fragen, und die sowjetischen Sportfreunde wurden nicht müde, uns Technik und Methode dieser und anderer schwieriger Elemente zu erklären. Bei den Olympischen Spielen 1960 in Rom sahen wir den Schraubensalto in vielen Variationen: als Reckabgang, als akrobatischen Sprung am Boden, als Schlußeffekt an den Ringen . . .
„Das müssen wir lernen!" Günter Nachtigall, mehrfacher Meister der DDR und der Älteste in der „römischen" Turnriege, brannte vor Ehrgeiz. Ich weiß heute nicht mehr genau, wie wir darauf kamen, diesen Schraubensalto „Mühle" zu nennen. Sicher geschah es wegen der Armbewegungen, die dazu dienten, den Drehimpuls zu verstärken. Die Arme kreisten wie Mühlräder vor dem Körper. Nirgendwo auf der Welt wird dieses Element so bezeichnet, doch frage einen beliebigen Turner der DDR danach, was eine „Mühle" ist, er wird genau Bescheid wissen.
Günter Nachtigall schaffte am Ende seiner Laufbahn noch das kaum für möglich Gehaltene. Er sprang den Salto mit ganzer Drehung am Boden; riskierte sogar in seinen „alten Tagen" am Ende seiner Reckkür noch einen Doppelsalto. Doch wo stand inzwischen die Weltelite? Was nutzten Elemente, die in der internationalen Turnarena mittlerweile zum Alltag gehörten?
Es galt, einen Teufelskreis zu durchbrechen. Es reichte nicht, etwas bei den Japanern oder den sowjetischen Turnern Gesehenes einfach zu kopieren. Bis wir es schließlich beherrschten, war damit kein



Höchste Körperbeherrschung demonstriert Reckweltmeister und -olympiasieger Nakayama (Japan) beim Abgang vom Reck: Hecht mit ganzer Drehung

Blumentopf mehr zu gewinnen. Weshalb sollten unsere Turner nicht einmal ausgetretene Pfade verlassen, schöpferisch eigene Wege gehen, selbst neue, bisher noch nicht dagewesene Elemente üben und im Wettkampf riskieren, bevor die anderen sie zeigten?
Als Günter Nachtigall seine aktive Laufbahn nach den Prager Weltmeisterschaften 1962 beendete und beim ASK Potsdam als Nachwuchstrainer zu wirken begann, war gerade ein schmächtiges Kerlchen aus Brandenburg zum Armeesportklub gekommen. Der Junge wog einen knappen Zentner, und die Kameraden nannten ihn „Fliege", nicht ahnend, zu welchem Höhenflug diese „Fliege" noch starten würde. Gerhard Dietrich, leicht und spritzig, zeigte großes Talent für blitzartige Körperdrehungen. Er träumte davon, am Reck einen Salto mit doppelter Schraube zu zeigen und begann, daran zu üben. Das Experiment zog sich über Jahre hin. Das Schwierigste war, in den sicheren



Konzentration auf die nächste Übung: Gerhard Dietrich (ASK).

Stand zu gelangen. Schließlich wurde „Fliege" auch mit diesem Problem fertig. Als die DDR-Riege bei den Weltmeisterschaften 1966 in Dortmund zur Reckkür antrat, eilten japanische Beobachter mit Schmalfilmkameras herbei. Sie filmten Gerhard Dietrich, der als erster Turner der Welt die „doppelte Mühle" am Reck zeigte. Die Mannschaft – in der Besetzung Brehme, Dietrich, Fülle, Koppe, Weber, Dölling – errang damals die Bronzemedaille hinter Japan und der Sowjetunion, den beiden Großen im internationalen Turnsport der Männer.

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer und eine „doppelte Schraube" nicht gleich einen Weltmeister. Auch in Dortmund teilten sich die japanischen und sowjetischen Asse mit bestechenden Übungen die Medaillen. Dennoch war die Rechnung Gerhard Dietrichs und seiner Trainer aufgegangen. Ein „Namenloser" muß auffallen, wenn ihm die Punktrichter eine hohe Note zubilligen sollen. Und auffallen kann man heutzutage im Konzert der Großen nur durch Paukenschläge wie eben doppelte Schrauben, Doppelsalto am Boden oder am Barren, Pferdsprünge mit Längsdrehungen, kurz: mit extremer Schwierigkeit und Originalität. Knapp ein halbes Jahr nach der Weltmeisterschaft 1966 sah sich Gerhard Dietrich für seinen Fleiß und seinen Mut gleichermaßen belohnt. Als zweifacher Bronzemedaillengewinner kehrte er von den Europameisterschaften in Tampere zurück. Am Seitpferd und beim Pferdsprung war er in die Phalanx der Besten eingedrungen. Bei den DDR-Meisterschaften 1967 erkämpfte sich ein bis dato unbekannter junger Mann den Titel im Bodenturnen: Reinhard Butz, Mannschaftskamerad Gerhard Dietrichs beim ASK Vorwärts Potsdam. Er hatte nach Gerhard Dietrich als zweiter DDR-Turner die „doppelte Mühle" in seiner Bodenkür gewagt. Hier, auf der Bodenmatte, ist dieser freie Überschlag rückwärts mit zwei ganzen Drehungen um die Körperlängsachse wohl am schwierigsten. Reinhard Butz, wie „Fliege" Dietrich ebenfalls Ex-Brandenburger, gehört zu den hoffnungsvollen jungen Kräften, die beim ASK das Erbe der Nachtigall, Gipser, Drescher, Thiem, Müller, Karstädt angetreten haben. Die Jungen – ob Lothar Müßig oder Peter Kunze, Wolfgang Thüne oder Reinhard Butz – werden es nicht leicht haben, in der DDR-Nationalmannschaft einen Mann wie Peter Weber zu ersetzen, der nach Mexiko 1968 vom aktiven Sport zurücktrat. Die Routine dieses „alten Fuchses", der seit 1962 an fast allen Mannschaftserfolgen der DDR-Riege beteiligt war, seine frappierende Sicherheit im Wettkampf, erreicht man nicht von heute auf morgen.

In Mexiko schaffte es Klaus Köste (SC DHfK), ins Finale am Reck vorzudringen. Er wurde Vierter, ebenso wie Matthias Brehme (SC DHfK) 1966 im Seitpferd-Endkampf der Weltmeisterschaft. Das waren neben den beiden Mannschafts-Bronzemedaillen bemerkenswerte Erfolge. Sie, und vor allem Leistungen und Können der Weltklasseturner aus der Sowjetunion und aus Japan, sind der Maßstab, an dem unsere Turner bei den kommenden großen Kämpfen gemessen werden, bei den Europameisterschaften 1969 in Warschau, den Weltmeisterschaften 1970 in Jugoslawien und schließlich bei den nächsten Olympischen Spielen.

Mit diesem effektvollen Schraubensalto beschließt Peter Weber (ASK) seine Ringe-Kür.

Aus unserer Garnisonstadt

RUDOLSTADT

Einst komponierte man ihr sogar den Marsch „Hoch Heidecksburg". Doch auch heute erweist man ihr achtungsvoll Reverenz. „In Rudolstadt anzukommen und nicht in die Höhe zu schauen, ist unmöglich", begann die Schriftstellerin Inge von Wangenheim ihre Reportage über die Kreisstadt, die nach der Eingemeindung Schwarzas rund 35 000 Einwohner zählt.

In der Tat – es zieht die Besucher, die da täglich in zahlreichen Autobussen nach Rudolstadt kommen, magnetisch auf den Schloßberg. Dort kann man die prächtigen Räume der Heidecksburg bewundern und so nebenbei über die jungen Soldaten mit der grünen Paspelierung schmunzeln, denen der Rundgang in den großen Filzpantoffeln offenbar nicht wenig Spaß bereitet. Das Hauptinteresse der jungen Genossen gilt indes der Waffensammlung des ehemaligen Schwarzburger Zeughauses, die zu den drei größten in unserer Republik gehört. Wieder im Freien, läßt der Besucher seine Blicke über Rudolstadt und das Saaletal schweifen, und er ist bereit, jenem Heimatdichter zuzustimmen, der da einst überschwenglich schrieb:

„Ech bön off meiner Wanderschaft
Nur allerwend gewasen,
Ech hamer alles angegafft,
In Stuckart on in Drasen;
Ech bön bis nein nach Ungern gang,
War in d'r Schweiz zahn Wochen lang,
Ha in d'r Lausitz Arweit ge'hatt –
's giht doch nischt iber Rudelstadt!"

Ein Denkmal am Anger erinnert an den Verfasser, den Heimatdichter Anton Sommer. Ein anderes Denkmal ehrt einen weit Größeren deutscher Literatur – Schiller.

In Rudolstadt sah Schiller das erste Mal seine spätere Lebensgefährtin Caroline von Lengefeld. Hier traf er auch erstmalig mit Goethe zusammen – eine Begegnung, die noch recht kühl verlaufen sein soll. Und in Rudolstadt schrieb Schiller nach einer Besichtigung der Glockengießerei in der Jenaer Straße das „Lied von der Glocke". Im Gegensatz zu seinen Werken in früheren und späteren Schaffensperioden atmet es den „Mief des kleindeutschen Provinzialismus" (Wangenheim). Deshalb steht es auch westlich der Elbe wie einst mit obenan im Deutschunterricht der Schulen. Jenem Staat genehm ist jener Schiller, der sich eben von der französischen Revolution abwandte, die ihn zum Ehrenbürger erhoben hatte:

„Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhilfe schrecklich greift."

Die revolutionäre Arbeiterklasse hat dagegen als ihren Schiller immer jenen Rebellen gesehen, der den Reaktionären sein mutiges „in tyrannos" entgegenschleuderte. Und also hat das Volk seine Ketten zerrissen – auch in Rudolstadt.

Da, wo die Nazis im „Torpedo-Arsenal-Mitte" Ein-Mann-Torpedo herstellten, bis sie 14 Tage vor Kriegsende diese „Wunder"waffen-Werkstatt selbst in die Luft jagten, arbeitet heute eine volkseigene Betonfabrik. Mit dem Neubau der Stadtbrücke ist in Gestalt der von

DDR UNSER VATERLAND

sowjetischen Pionieren errichteten Holzbrücke auch das letzte Erinnerungszeichen an den Krieg aus dem Antlitz der Stadt gewichen. Aus der Villa des Kommerzienrats Richter, des einstigen Besitzers des „Anker-Werkes", ist indes ein Kindergarten geworden. Dennoch oder gerade deshalb gehen heute mehr „Anker"-Baukästen als je zuvor in alle Welt. Ferner kommen aus Rudolstadt Röntgenröhren und Porzellan, Isoliergroßgeräte und Thermosflaschen.

Der wichtigste Betrieb ist jedoch das Chemiefaserwerk „Wilhelm Pieck". Aus einem bei Kriegsende abgewirtschafteten Betrieb ist ein modernes Werk mit zahlreichen neuen Gebäuden, Anlagen und Verfahren geworden. Neben Zellwolle, Dederon-Seiden, Schwefelsäure und Schwefelkohlenstoff geht heute auch Polyesterseide durch die Werktore hinaus. In den nächsten Jahren wird sich das Werk zum größten Dederonhersteller der DDR entwickeln. Die Viskosefaser, d. h. die Zellwolle, wird dabei nicht aus dem Produktionssortiment verschwinden. Da sie für Camping-Artikel, Decken und industrielle Zwecke gebraucht wird, laufen zur Zeit Forschungsarbeiten, ihre Qualität weiter zu erhöhen.

4500 Beschäftigte zählt das Chemiefaserwerk, und seit dem Einzug der vollsynthetischen Faser sind mehr als die Hälfte davon Frauen. Und auch die zentrale Parteileitung besteht zur Hälfte aus Frauen. Ein Beweis der gesellschaftlichen Befreiung der Frauen auch für unsere Grenzsoldaten, die mit den Kunstfaserwerkern durch einen Patenschaftsvertrag verbunden und oft bei ihnen zu Gast sind. Und das Schloß derer von Schwarzenburg ist das Haus aller geworden. Alljährlich im Mai und September finden im Rokoko-Saal der Heidecksburg Schloßkonzerte bei Kerzenschimmer statt. Jeweils zwei davon sind den Kunstfaserwerkern vorbehalten.

Bevor der Besucher Rudolstadt wieder verläßt, wird sein Blick vielleicht noch einmal hinauf zur Burg gehen. Den Ausblick von dort oben mag Schiller vor Augen gehabt haben, als er schrieb:

„Möge nie der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Krieges Horden
Dieses stille Tal durchtoben."

Daß dies kein frommer, tatenloser Wunsch bleibt, dafür kämpfen die Werktätigen in Arbeitskluft und die in Uniform.

K. H.

Denn man sieht nur die im Lichte...

Kriminalerzählung
von Joachim Kretschmann

Es ist gerade Frühstückspause. Werner Henschel öffnet die Tür des Werkstattbüros. Alfred Kroos, der Meister und gleichzeitige Vorsitzende der PGH „Autodienst Centrum", setzt sich mit zwei seiner Schlosser über den letzten Fernsehkrimi auseinander. Da bemerkt er Henschel.
„Guten Morgen, Werner", begrüßt er ihn.
„Du mußt schon entschuldigen, Alfred", erwidert der, „aber mit meinem ‚Hobel' stimmt was nicht. Gestern war noch alles in Ordnung – heute flattert die Lenkung wie der Teufel."
Der Meister winkt ab. Er kennt ja Henschel. Natürlich habe er es wieder mal sehr eilig und so weiter . . . Kroos seufzt.
„Ihr Zeitungsfritzen macht einem schon Sorgen. Na, wollen mal nachsehen, was da los ist. Aber eins sage ich dir, Werner, wenn es die Schwenklager sind – dann wirst du heute mit der Straßenbahn fahren müssen."
„Schon gut, Alfred. Das wäre auch nicht so schlimm; ich habe heute zu Hause zu arbeiten."
Während sich die beiden Schlosser des Wagens annehmen, unterhält sich der Meister mit Henschel über Neuheiten auf dem Automarkt.
„Meister!" Einer der Schlosser steht in der Tür. Kroos sieht auf. „Ja, Dieter, was gibt's?"
Der Mann reibt unschlüssig mit einem Ballen Putzwolle auf dem Handrücken herum.
„Könnten Sie mal mit rauskommen, Meister? Es ist wegen Herrn Henschels Wagen . . ."
Henschels grüner Trabant steht aufgebockt in der Halle. Ein Schlosser kauert bei den Vorderrädern. Als er Henschel erblickt, schüttelt er mißbilligend den Kopf.
„Sie haben vielleicht ein Herz", brummt er.
„Was ist los, Otto?" fragt Kroos.
Wortlos deutet der Mann auf das Vorderrad. Kroos bückt sich. Seine Finger gleiten prüfend über die Radmuttern. Sie lassen sich mit der Hand bewegen.
„Auf der anderen Seite sieht es genauso aus, Meister", erläutert der Schlosser.

Kroos nimmt Henschel beiseite. „Du bist wohl ganz und gar verrückt, was?" brummt er böse. „Fährst mit losen Radmuttern durch die Gegend. Ist es denn so schwer, von Zeit zu Zeit nachzusehen, ob sie fest sind?"
„Nun mal langsam", fährt Henschel auf. „Vor ein paar Tagen erst habe ich den Wagen nachgesehen und auch die Radkappen und die Radmuttern kontrolliert. Sie waren bombenfest, verstehst du?"
Kopfschüttelnd steht Henschel dabei, wie beide Vorderräder abgenommen werden und Kroos prüfend mit den Fingern auf den Deckeln der Bremstrommeln entlangstreicht.
„Du bist doch gestern damit gefahren", erkundigt er sich, ohne dabei aufzusehen.
Henschel bejaht. „Sogar fast 20 Kilometer über Feldwege ging die Fahrt – und dann noch bei dem Regenwetter . . ."
Kroos erhebt sich. „Sag mal, Werner", murmelt er, „hast du irgend jemand, der dich nicht leiden kann?"
„Wieso? Ich weiß keinen! Was hat das mit meinen Vorderrädern . . ."
„Weil dir jemand die Radmuttern lose geschraubt hat!"
Kroos bemüht sich, das zu erklären. Henschel sei gestern den ganzen Tag mit dem Wagen unterwegs gewesen, es habe geregnet, er sei viel auf Feldwegen gefahren – und trotzdem sei der Deckel der Bremstrommel völlig sauber. Also müssen die Räder fest gewesen sein. Wie können sie heute morgen lose sein?
Doch Henschel schüttelt den Kopf. „Überlege mal, Alfred, wer sollte ein Interesse daran haben, mich umzubringen? Wir leben doch nicht in Chikago – oder in Westberlin. Ich habe keinem Menschen etwas getan . . ." Er überlegt einen Augenblick und meint dann:
„Manchmal wird auch noch geklaut, mal ein Scheibenwischer, mal was anderes. Vielleicht hatte ein Spitzbube es auf meine Reifen abgesehen – und wurde dabei gestört . . ."
„Und hat dann aber noch soviel Zeit gehabt, die Radkappen aufzusetzen? Glaubst du daran?"
Eine Stunde später ist Henschel bereits so in die Arbeit an einem Manuskript vertieft, daß er kaum merkt, wie sein zwölfjähriger Sohn Mischa in die Stube hereinstolpert.
„Du, Vati, wann gehen wir beide angeln?"
Ohne von der Schreibmaschine aufzusehen, brummt Henschel, daß ja die Bedingungen bekannt wären – eine „2" in der Klassenarbeit würde die Angeltour sichern. Stolz zieht der Junge sein Schreibheft hinter dem Rücken hervor. Er grinst.
„Kannst ja mal lesen . . ."
Henschel blättert. „Hm", meint er anerkennend, „eine ‚1' in Russisch – das läßt sich schon sehen . . . Also einverstanden, Mischa, übermorgen fahren wir angeln."
Mischa strahlt.
Während Henschel den Bogen aus der Schreibmaschine ausspannt, klingelt es draußen.
„Sieh doch mal nach, wer das ist, Junge", meint er.

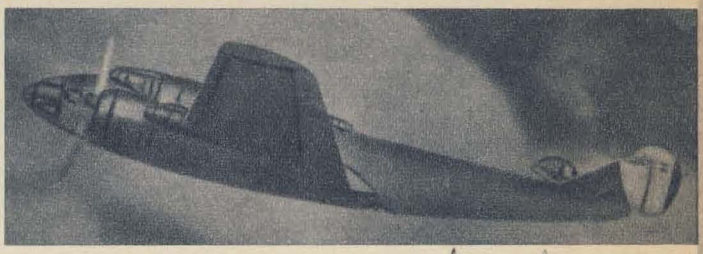
Mischa gehorcht, kommt aber einen Augenblick später wieder in die Stube zurück.
„Vati, eine Frau!"
„Was für 'ne Frau?"
„Weiß ich nicht", raunt der Junge. „Ich kenne sie nicht!"
Fragend sieht Werner Henschel der noch relativ jungen, sportlich elegant gekleideten Frau entgegen.
„Herr Henschel?" fragt sie.
Werner bejaht.
„Entschuldigen Sie meinen ‚Überfall', aber ich hatte in der Redaktion erfahren, daß Sie zu Hause sind", bemerkt die Besucherin mit einem gewinnenden Lächeln. „Mein Name ist Renate Wengler. Ich bin Journalistin, gewissermaßen eine Kollegin."
„Von Presse, Funk oder Fernsehen?"
„Ich arbeite freiberuflich", meint die Unbekannte ausweichend, „doch ich will es Ihnen gleich sagen, ich wohne in der Bundesrepublik."
Etwas erstaunt bittet Henschel seinen unerwarteten Besuch näherzutreten; dann sagt er zu seinem Jungen: „Würdest du mal für uns . . .?"
Mischa hat schon verstanden. Natürlich wird er. Während Mischa in der Küche mit den Kaffeetassen klappert, fragt Henschel:
„Was führt Sie zu mir?"
Anstelle einer Antwort zieht die Besucherin eine Zeitungsseite aus der Tasche. Auf den ersten Blick erkennt Henschel, daß es sich dabei um einen Beitrag von ihm handelt, der vor kurzem erst in einer Wochenschrift erschienen ist. In einer Artikelserie unter dem Titel „Denn man sieht nur die im Lichte . . ." hatte er sich mit Einzelheiten und Hintergründen Bonner Korruptionsaffären sowie einiger damit zusammenhängender mysteriöser Todesfälle befaßt.
„Deswegen kommen Sie?" fragt er erstaunt.
„Ja, Herr Henschel", bestätigt die Frau. „Sie müssen wissen, ich befasse mich mit ähnlicher Thematik — und würde gern mit Ihnen zusammenarbeiten."
Henschel schaut sie verblüfft an. „Na ja", sagt er dann ein wenig verlegen, „viel dürfte aber für Sie dabei nicht herausspringen; denn die Tatsachen, auf die ich mich in meiner Serie stützte, stammen fast durchweg aus westdeutschen Veröffentlichungen. Ich habe sie nur in die richtigen Zusammenhänge gebracht. Sicher verfügen Sie in dieser Hinsicht über umfangreichere Quellen als ich."
„Das mag sein", räumt die Besucherin ein. Dann hebt sie das Zeitungsblatt, deutet auf ein Foto und sagt: „Diese Aufnahme ist aber doch wohl nicht einer westdeutschen Zeitung entnommen!"
Henschel blickt genau hin. Das Bild zeigt eine Trauergesellschaft an einem offenen Grabe.
„Stimmt!" sagt er schließlich. „Das Foto habe ich von einem guten Bekannten, der bei der feierlichen Beisetzung eines dieser unter so seltsamen Umständen ‚Verstorbenen' zugegen war."
„Sehen Sie", meint Frau Wengler lächelnd, „das wäre doch schon was — zudem Sie noch, nach meiner Auffassung berechtigt, in der Bildunterschrift andeuten, daß einige der Leute hier im Hintergrund mehr von diesem ‚Todesfall' wissen dürften, als man ihnen jetzt ansieht, und daß es an der Zeit ist, sich auch mit ihnen zu beschäftigen. — Das haben Sie doch vor, nicht wahr?"
Henschel zuckt die Schultern. „Wenn ich genügend Material zusammenbekommen sollte . . .", erklärt er. „Es würde mir natürlich Spaß machen, noch in einige düstere Ecken des Bonner Staatsgebäudes hineinzuleuchten und die Ver-

bindungen Prominenter zur Halb- und Unterwelt ans Tageslicht zu bringen."
„Meinen Sie nicht, daß es wirksamer wäre, solche Dinge bei uns zuerst zu veröffentlichen?"
„Sicher", bestätigt Werner Henschel. „Doch – verzeihen Sie – wer ist bei Ihnen schon an derartigen Wahrheiten interessiert? Bitte, benutzen Sie meine Artikelserie – aber ich glaube nicht, daß Sie dafür Lorbeeren ernten."
„Wir werden ja sehen. Wissen Sie was? Verkaufen Sie mir das Negativ von jenem Foto sowie das gesamte unveröffentlichte Material, das Sie noch über all die Leute haben, die hier abgebildet sind – ich zahle gut!"
„Na hören Sie . . .", sagt Henschel verwundert. „Sie machen sich da wahrscheinlich falsche Vorstellungen."
„Ich könnte Ihnen auch ein Konto bei der Bundesbank einrichten", erklärt Renate Wengler sachlich. Doch nun hat sie den Bogen überspannt.
„Jetzt reicht's aber!" stößt Werner Henschel hervor. „Meine Dame, Sie verschwenden Ihre Zeit!" Empört deutet er auf die Tür.
„Na gut", sagt die Frau, sich langsam erhebend. „Vielleicht überlegen Sie es sich noch – ich rufe übermorgen noch einmal an."
„Geben Sie sich keine Mühe", erklärt Henschel in entschiedenem Ton, „solche Geschäfte sind mit mir nicht zu machen – außerdem bin ich übermorgen gar nicht da; ich fahre angeln!"
Der Trabant rollt über die Autobahn. Zufrieden räkelt sich Mischa auf dem Sitz, dabei leise vor sich hin pfeifend.
Henschel sieht in den Rückspiegel. Hinter ihm beginnt der Morgen zu grauen. Der PKW, der ungefähr in tausend Meter Abstand hinter ihnen fährt, scheint es ebenso wenig eilig zu haben wie sie! Scheint ein „F 9" zu sein, denkt Henschel, nach den Scheinwerfern zu urteilen. Mischa stößt seinen Vater an. „Sieh mal – die Kontrollampe!"
Tatsächlich beginnt das rote Licht der Ladekontrolleuchte zu brennen, bei fast 80 Stundenkilometern beinahe unmöglich.
„Hoffentlich nicht der Keilriemen", knurrt Henschel.
Da stärkeres Gasgeben die Lampe nicht zum Erlöschen bringt, fährt Henschel den nächsten Parkplatz an. Beide steigen aus.
„Muß erst mal wohin", erklärt der Junge und schlägt sich seitwärts in die Büsche des Laubwaldes. Ein Haselnußstrauch erweckt sein Interesse. Aus dem dicken Ast da ließe sich ein feiner Wanderstab schnitzen. Doch so sehr er sich müht, den Ast abzurechen, es gelingt nicht.
„Dann werden wir eben das Messer holen", murmelt der Junge und läuft zum Parkplatz zurück. Ein grauer Volkswagen fährt soeben herunter. Sein Kennzeichen: HK 27-72.
„Du, Vati! Gib mir mal dein Messer . . ." Er erhält keine Antwort. Das Geräusch des davonfahrenden Wagens wird schwächer.
„Vati! Wo steckst du denn?" Suchend blickt der Junge sich um. „Nun mach doch keinen Quatsch, hast du dich versteckt?"
Da fällt sein Blick auf etwas Dunkles am Weg. Er bückt sich. In der Hand hält er eine Sandalette. Sie gehört seinem Vater.
Der Fahrer des „W 50" tritt fluchend aufs Bremspedal. „Bist du denn von allen guten Geistern verlassen, Junge", schimpft er. „Die Autobahn ist doch kein Spazierweg!" Es dauert einige Minuten, bis der LKW-Fahrer den Zusammenhang versteht.
„Dein Vati wird bestimmt mit dem Auto mitgefahren sein und versuchen, ein Ersatzteil zu bekommen", meint er beruhigend.
„Aber . . . er hat doch seine Jacke im Wagen liegen lassen, mit Ausweis und Geld! Und dann mit nur einem Schuh?"
Einen Augenblick überlegt der Kraftfahrer, dann läuft er zum nächsten Telefon.
Im Barkas-Einsatzwagen sitzt Mischa drei Volkspolizisten gegenüber. „Und du weißt genau, daß der Volkswagen die Nummer HK 27-72 hatte?"
Der Junge bejaht. „Bestimmt, Genosse Leutnant!"
Der Offizier greift zum Hörer. „Leitstelle für 115, bitte kommen!" Als sich die Leitstelle meldet, fordert der Leutnant: „Ermitteln Sie Halter der Kfz. HK 27-72 und HK 72-27 . . ."
Kurze Zeit später ist die Antwort da. Bei dem Fahrzeug HK 27-72 handelt es sich um einen „Robur"-LKW der Konsum-Genossenschaft. Das zweite Fahrzeug war ein „Pionier"-Schlepper, der auf einer LPG fuhr. Das Fahrzeug ist jedoch seit einem halben Jahr verschrottet und das Kennzeichen bisher nicht wieder ausgegeben worden . . .
Ein Volkspolizist in Zivil fragt den Jungen: „Hast du an dem VW etwas Besonderes bemerkt?"
Angestrengt überlegt der Junge. Plötzlich hellt sich sein Gesicht auf: „Doch . . . auf der Motorhaube, unter dem Rückfenster, war eine große Stelle frisch gespachtelt . . ."
Telefone klingeln, Fernschreiber rattern. „an alle vpka, bs-kdo, vk-mot, trapo rev. + gesucht wird grauer vw pol. kennz. hk 27 72 besond. kennz. grosse spachtelstelle auf motorhaube. kfz faehrt mit gefaelschten kennz. + vermisst wird seit heute 05.00 henschel, werner, geb. 12. 03. 30 whft. 102 berlin . . .".
Der Fahrer eines dreiachsigen „Tatra"-Kipper stoppt sein Fahrzeug auf einen Wink des Abschnittsbevollmächtigten.
„Wo fährst du hin, Heinz?"
„Zur Kippe – willst du mit?"
Der Unterleutnant schüttelt den Kopf. „Wir haben eine wichtige Fahndung zu laufen. Hier, lies dir das mal durch."
Der Fahrer liest, notiert danach mit einem Bleistiftstummel die Kennzeichennummer.
„Ist in Ordnung, Kurt. Wir halten die Augen offen. Den anderen Jungens sage ich auch Bescheid!"
Dumpf brummend rollt der schwere LKW vom Hof. Mit einer Ladung voll Bauschutt befährt er ein Stück der Autobahn. Ein von dort abzweigender Waldweg endet stumpf vor der Schuttkippe. Nach der Entladung rollt der Wa-

gen wieder zurück. Kurz vor der Autobahn stoppt der Fahrer den LKW. Kurze Zigarettenpause. Ein schnarrend-schnaubendes Motorengeräusch läßt Fahrer und Beifahrer aufhorchen. Ein PKW biegt in den Waldweg ein. „Wo will denn der hin", wundert sich der Beifahrer und setzt dann hastig hinzu:
„Heinz – das ist ja ein VW . . ."
Der Fahrer greift nach seinem Zettel, liest . . . „Menschenskind", zischt er, „komm!"
Der schwere Dieselmotor brüllt auf. Der große Wagen wendet, biegt wieder in den Waldweg ein. „Los, Jumbo", redet der Fahrer dem Wagen zu, „zeig was du kannst . . ."
Er gibt Gas. Das grobe Reifenprofil schleudert Sand und Lehm hinter sich. Anscheinend hat der Fahrer des VW die Verfolger bemerkt; denn er beschleunigt sein Tempo. Das Fahrzeug springt über Bodenwellen. Der Beifahrer greift unter die Sitzbank und zieht einen langen Schraubenschlüssel hervor.
Vorn leuchten die Bremslichter des VW auf. Er hat die Kippe erreicht, wendet – doch zur Rückfahrt versperrt ihm der „Tatra" den Weg. Die beiden Männer springen aus dem LKW. Auch aus dem PKW steigen zwei Männer aus. Einer von ihnen hält die Hand in der Jackettasche.
„Wo wollten Sie denn hier hin", fragt der Lastwagenfahrer. Er beobachtet den anderen. Als der die Hand aus der Tasche reißen will, springt er zu. Er hat sein ganzes Körpergewicht von 95 kg in diesen Schlag gelegt. Der Mann sackt zusammen. Der LKW-Fahrer hebt die Pistole auf, die dem Mann entfallen ist, richtet sie auf den zweiten Verbrecher. Ohne ein Wort hebt der die Hände.
„Nun, Herr Henschel, wie fühlen Sie sich?"
Werner Henschel schüttelt wie abwesend den Kopf. „Bis jetzt habe ich noch keinen Zusammenhang gefunden, Genosse Major!"
Der Volkspolizeioffizier lächelt. „Kennen Sie einen Mann namens Erwin Budrich?"
Henschel überlegt. „Budrich . . . , Budrich . . . Vielleicht meinen Sie Pottlich, aber nicht Erwin, sondern Karl . . ."
Der Major schüttelt den Kopf. Er würde Henschel etwas helfen, meint er. Ob er sich noch an seinen Beitrag „Denn man sieht nur die im Lichte . . ." erinnere. Als Henschel dies bestätigt, fährt der Major fort: „Dieser Erwin Budrich ist, wie die Festgenommenen aussagten, prominentes Mitglied einer westdeutschen Gangsterbande – und auf einem der von Ihnen veröffentlichten Fotos zu sehen. Vor allem die Bildunterschrift beunruhigte ihn. Sie, Herr Henschel, formulierten sie mehr allgemein – Budrich jedoch bezog sie offensichtlich auf sich. Er nahm an, daß Sie noch mehr über ihn und seine Bande wüßten – und damit war Ihr Urteil gefällt.
Einige seiner Leute kamen – als friedliche westdeutsche Besucher getarnt – mit Tagespassierscheinen in die Hauptstadt der DDR. Jene Frau Wengler sollte sich in den Besitz des ‚Materials' setzen, während die anderen Ganoven Ihre Radmuttern lösten, um ganz sicher zu gehen. Ohne davon zu ahnen, durchkreuzten Sie beide Vorhaben. Budrich, der die Gefahr für sich und seine Bande überschätzte, war nun zu jedem Risiko bereit. – Alles andere wissen Sie selbst!"
Henschel reibt sich die Stirn. „Nur verstehe ich nicht, warum man mich nach Westberlin verschleppen wollte . . ."
Für einen Augenblick sieht der Major auf die Tischplatte.
„Ja", meint er nachdenklich, „diese Absicht hatte man nicht. Ihre Fahrt sollte an der Schuttkippe zu Ende sein . . ."
Henschel erhebt sich. Er hat plötzlich ein verdammt trockenes Gefühl in der Kehle. Wortlos verabschiedet er sich von dem Offizier. Als er bereits die Türklinke in der Hand hat, meint der Major:
„Aber Ihr Junge, Herr Henschel – ganz große Klasse!"
(Namen und Bezeichnungen sind frei erfunden)

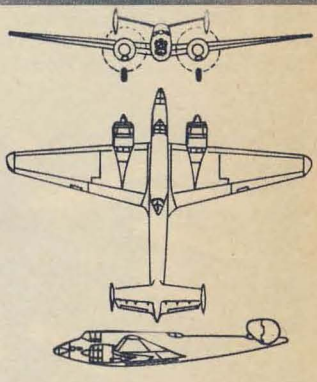
Illustrationen: Heinz Rode

Bombenflugzeug SNCASE Le 0-451 (1939) (Frankreich)



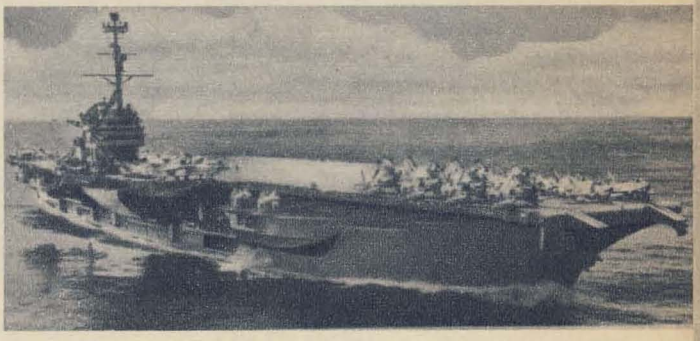
Taktisch-technische Daten:

Flugmasse (max.)	11 400 kg
Spannweite	22,5 m
Länge	16,8 m
Höhe	4,9 m
Höchstgeschwindigkeit	495 km/h
Steigleistung	5 000 m/14 min
Gipfelhöhe	9 000 m
Reichweite mit 500 kg Bomben	2 300 km
Triebwerk	2 Sternmotore Gnome und Rhone 14 N 39, je 1 020 PS
Bewaffnung	3 MG u. Bomben (500 kg normal)
Besatzung	5 Mann



Das von Liore und Olivier entwickelte Flugzeug Le 0-451 war für seine Zeit hervorragend aerodynamisch durchkonstruiert und schnell. Zum Einsatz kam es jedoch nur in der Zeit des „komischen Krieges" bei einigen Flugblattaktionen, ansonsten wurde es auf Grund der verräterischen Haltung der französischen Regierung und deren Generalstab zu Kampfhandlungen nicht eingesetzt.

Flugzeugträger Typ „Forrestal" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung – Typ	56 000 ts
– max.	78 000 ts
Länge	319 m
Breite	39,3 m
Breite des Flugdecks	76,8 m
Tiefgang	11,3 m
Höchstgeschwindigkeit	34–35 kn
Antriebsanlage	Dampfturbinen; 8 Hochdruckkessel; 280000 PS (CVA59) – 300000 PS (CVA60-62)
Bewaffnung	4 × 127-mm-Geschütze, etwa 90 Flugzeuge versch. Typen und Bestimmung
Besatzung	3 870 Mann

Vom Typ „Forrestal" sind vier Schiffe im Einsatz, CVA 59 „Forrestal", CVA 60 „Saratoga", CVA 61 „Ranger", CVA 62 „Independence". Die beiden letzten waren 1965/66 an der Aggression in Vietnam beteiligt.

Schwerer Schwimmwagen PTS-M (UdSSR)

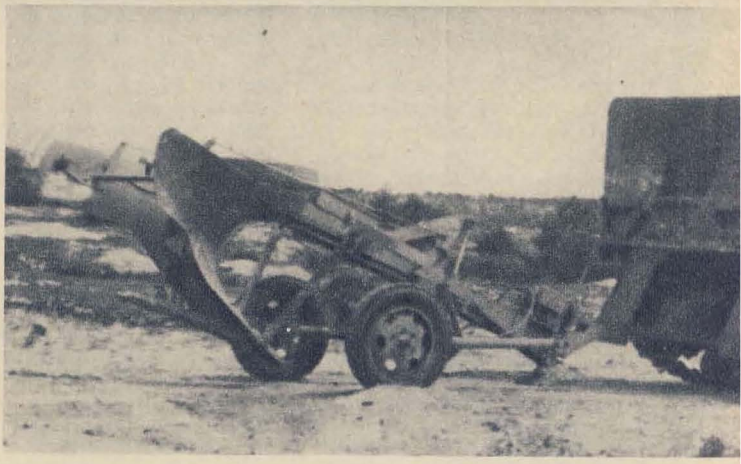
Taktisch-technische Daten:

Masse	17 700 kg
Länge	11 500 mm
Breite	3 300 mm
Höhe	2 650 mm
Geschwindigkeit	
– auf Land	40 km/h
– im Wasser	15 km/h
Tragfähigkeit	
– auf Land	5 000 kp
– im Wasser	10 000 kp
Personenzahl	70
Steigfähigkeit	30° (15° mit 10 Mp Last)
Überschreitfähigkeit	2 500 mm
Kletterfähigkeit	650 mm
Besatzung	2 Mann

Das nicht gepanzerte Vollketten-Fahrzeug dient zum Landeübersetzen von Truppen, Technik und Material bis zu 10 Mp.

ARMEE-RUNDSCHAU 4/1969 | TYPENBLATT | PIONIERGERÄT

Grabenpflug GP-60 (DDR)



Taktisch-technische Daten:

Masse	1 500 kg
Länge	5 700 mm
Breite	2 500 mm
Höhe	1 800 mm
Transp.-Geschwindigk.	40 km/h
Arbeits-Geschwindigk.	bis 3 km/h
Grabentiefe	600 mm
obere Grabenbreite	900 mm
Grabensohle	500 mm
kleinster Grabenkrümmungsradius	20 m
Bedienung	2 Mann (beim Pflügen 1 Mann)
Zugmittel	Kfz., Kettenzugmittel ATT

Der GP-60 ist ein Erdbearbeitungsgerät zum Ausheben von Schützen- und Verbindungsgräben. Ferner können damit Entwässerungs- und Brandschutzgräben u. ä. ausgehoben werden. Der Zugkraftbedarf liegt bei leichten und mittleren Böden bei 6000 kp. Auf schweren Böden werden 8000 kp benötigt.

Im Rücken des Feindes

Ein Aufklärer der Roten Armee erzählt

Aufgeschrieben
von Hauptmann Lothar Kitzing

Max Hahn ist einundzwanzig Jahre alt, als er sich am Morgen des zweiten Kriegstages der Sowjetunion auf einem Moskauer Bezirkskriegskommissariat meldet, um freiwillig in die Rote Armee einzutreten. Man weist ihn ab. Ihm fehlt die sowjetische Staatsbürgerschaft. Er wendet sich an Freunde und Arbeitskollegen seiner Mutter aus der Kurierabteilung der Kommunistischen Internationale und setzt durch, daß er einer speziellen Aufnahmekommission vorgestellt wird. Er brennt darauf, die Fürsorge zu vergelten, die ihm sowjetische Menschen angedeihen ließen, seitdem er 1932 als Zwölfjähriger mit seiner Mutter sowjetischen Boden betrat. Der Kommission ist bekannt, das Max' Vater vom Thälmannschen ZK mit einer wichtigen Arbeit zur Abwehr des faschistischen Terrors betraut war, 1935 verhaftet wurde, aber 1939 aus dem KZ Sachsenhausen flüchten konnte und unter anderem Namen illegal weiterarbeitete. Inzwischen haben ihn die Nazis zum zweiten Mal verhaftet, grausam gefoltert und im KZ Sachsenhausen eingekerkert.

Max Hahn haßt die Aggressoren und liebt seine zweite Heimat. Am 25. Juni, dem vierten Kriegstag, wird er auf einen zentral organisierten Kurzlehrgang delegiert. Weitere kurzzeitige Ausbildungsstationen folgen. Schließlich wird er zur operativen Aufklärung im Stab der Westfront kommandiert. Von jetzt an sind Einsätze hinter den deutschen Linien sein Spezialgebiet. Immer geht alles gut, bis zum 27. November 1941, wo er beim Absprung unmittelbar im Rücken der faschistischen HKL[1] schwer verletzt und unter dramatischen Umständen gerettet wird.

Sechs Monate darauf ist Max Hahn bereits wieder an der Westfront tätig. Kurz vor dem Einmarsch der zweiten Bjelorussischen Front am 4. Januar 1945 in Ostpreußen ruft ihn eine Order zurück nach Moskau. Auf den Leutnant der Roten Armee warten drei Jahre Studium. Erst im März 1949 kehrt er als Diplombautechniker nach Deutschland zurück.

Aber nicht in diesem Beruf arbeitet er. Die nächsten sieben Jahre ist er in den verschiedensten politischen Funktionen tätig. Wo ihn die Partei einsetzt, tut er sein Bestes, aber tief innen trägt er den Wunsch, seine Erfahrungen den Menschen weiterzuvermitteln, die in den bewaffneten Kräften auf Wacht stehen gegen den westdeutschen Neofaschismus und Militarismus. So wird er 1956 Angehöriger und Offizier der Nationalen Volksarmee.

Heute, im 20. Jahr des Bestehens des Arbeiter-und-Bauern-Staates, den Genosse Oberstleutnant Hahn unter Opfern und Entbehrungen erkämpfen half, ist er geschätzter Berater und Vorbild der Soldaten, die technisch versiert und politisch klar an der Grenze ihren schweren Dienst versehen.

Hier zwei Episoden aus seinem bewegten Leben:

---

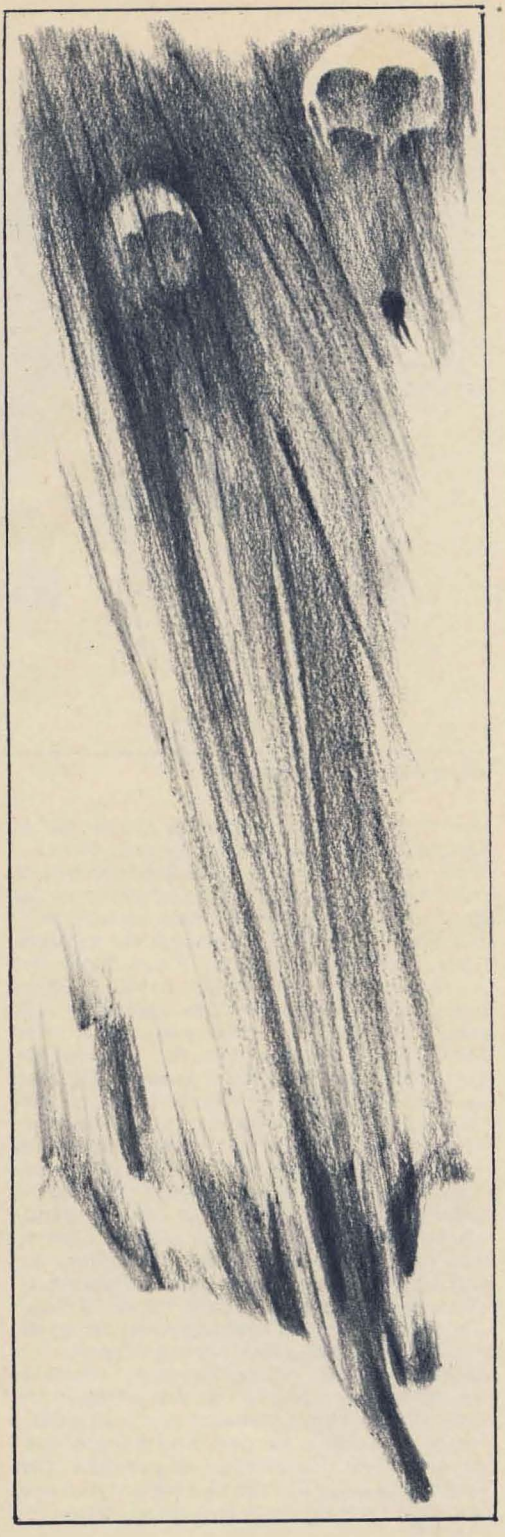
[1] Hauptkampflinie

Im Spätsommer 1941 hatte das sowjetische Oberkommando erfahren, daß die Faschisten den Einsatz von Gasgranaten planten. Genaueres war jedoch nicht bekannt. Ich wurde zum Chef der operativen Aufklärung beim Stab der Westfront, Artur Karlowitsch Sprogis, einem Letten, gerufen. Er eröffnete mir, daß ich hinter den feindlichen Linien in eine Registratur und Sammelstelle der Wehrmacht eindringen und versuchen solle, Dokumente in die Hände zu bekommen, die näheren Aufschluß über die Gaskriegsvorbereitungen des Gegners geben konnten.

Dieser Handstreich zielte nicht einfach ins Blaue hinein. Bei den schweren Abwehrkämpfen um Welikije Luki Ende Juli 1941 waren einige faschistische Offiziere in Gefangenschaft geraten und hatten unabhängig voneinander ausgesagt, daß sich in Nowosokolniki, westlich von Welikije Luki, hinter der Front ein zentraler Auffangstab der Wehrmacht befinde, wo solche Dokumente und geheime Anweisungen – wenn es sie überhaupt gab – aufbewahrt würden.

Da ich bis zu meinem zwölften Lebensjahr in Mannheim gelebt hatte und auch Süddeutschland kannte, erhielt ich die Papiere und die Uniform eines bayrischen Oberleutnants der Panzertruppen, der in oben erwähnten Kämpfen, wo auch ein deutscher Panzerverband fast vollständig aufgerieben wurde, gefallen war. Ich paukte mir die Daten ein und erhielt zur Stützung meiner Legende nicht nur die vielen kleinen Utensilien wie echte deutsche Streichhölzer, Zigaretten, Taschentuch usw., sondern auch die ganzen Habseligkeiten und Kennmarken zweier gefallener faschistischer Offiziere, eines Majors und eines Hauptmanns. Diese Sachen sollten mir bei diesem Auffangstab als zusätzliche Legitimation dienen, wenn ich mich dort als „Versprengter" melden würde. Es war bekannt, daß die Überlebenden der vernichteten Einheiten, die sich dort sammeln mußten, zwei, drei Tage blieben, bevor sie zu anderen intakten Truppenteilen abkommandiert wurden. So war genügend Zeit gegeben, um diesen Auftrag auszuführen. Mit mir ging – in der Uniform eines faschistischen Unteroffiziers – ein bärenstarker Lette, Genosse Lazis.

Im turbulenten Geschehen dieser Tage, wo sich der Frontverlauf stündlich änderte, war es nicht so schwer, ins feindliche Etappengebiet zu gelangen. Ein einheimischer Kolchosbauer schleuste uns durch, und wir kamen glücklich an unserem Bestimmungsort an. Das bewußte Stabsgebäude befand sich im Haus des ehemaligen Kolchosvorsitzenden. Überall im Ort standen oder lagen deutsche „Landser", letzte Vertreter ihrer zerriebenen Einheiten, und warteten auf ihre Registrierung. Es waren ihrer so viele, daß der Feldwebel der Registrierabteilung einen Tisch vor das Haus gestellt hatte und die Sache im Freien abwickelte. Die Stimmung war gedrückt, denn die Verluste der Faschisten in diesem Raum waren ungewöhnlich hoch. Wir reihten uns also in die lange Schlange vor



Illustrationen: Wolfgang Würfel

dem Tisch ein und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Da passiert die erste Panne. Wohl waren wir zwei mit den Gepflogenheiten, Dienstvorschriften und Umgangsformen der faschistischen Wehrmacht vertraut gemacht worden, aber uns fehlte die Kenntnis der winzigen Nuancen, der Atmosphäre. Kaum hatte der Feldwebel mal von seiner Arbeit hochgeguckt, und mich gesehen, da sprang er auf, ganz blaß, und rief erschrocken: „Aber Herr Oberleutnant? Entschuldigen Sie, ich habe Sie nicht früher gesehen. Bitte, kommen Sie doch ins Haus." Man kann sich denken, wie mir fast das Herz in die Hosen rutschte, als dieser Feldwebel so unversehens auf mich losschoß; ich hatte doch keine Ahnung, daß die Vorrechte eines Naziоffiziers so weit gingen und seine Abfertigung „außer der Reihe" selbstverständlich war. Aber ich faßte mich sofort. Er führte mich ins Haus, in das Zimmer des Leiters der Registratur, einem Hauptmann. Glücklicherweise war dieser gerade frisch von der Kriegsakademie gekommen und hatte von der Front keinen blassen Schimmer. Ich sagte forsch, aber als „Frontschwein" nicht zu forsch, mein Sprüchlein auf und überreichte mit der gebührenden Pietät die „letzten Andenken" der beiden Offiziere mit der Bitte, sie den „Angehörigen meiner gefallenen Kameraden" zuzustellen. Der Hauptmann bedankte sich überschwenglich und versicherte mir prompte Besorgung. Wir — ich hatte Genossen Lazis auch außer der Reihe abfertigen lassen — wurden nun bewirtet und konnten uns frisch machen. An diesem Abend sondierten wir das Gelände. In der übernächsten Nacht wollten wir handeln, koste es, was es wolle. Aber am nächsten Tag merkten wir, daß irgend etwas los war. Die gedrückte Atmosphäre hatte einer gewissenen gehobenen Stimmung Platz gemacht, und wir erfuhren dann auch den Grund: Die Faschisten waren bei Kiew durchgebrochen. Wir machten gute Miene zum bösen Spiel. Genosse Lazis kochte innerlich, als wir abends zur Registrierabteilung gingen, um unserer „Freude über diesen Sieg" im Kreise der anderen Offiziere und Unteroffiziere Ausdruck zu verleihen — in Wirklichkeit war das für uns ein plausibler Vorwand, uns längere Zeit im Haus aufzuhalten. Dort herrschte natürlich Hochstimmung. Fast alle Chargen waren schon angeheitert oder betrunken. Wir beschlossen deshalb, das Unternehmen möglichst noch in dieser Nacht zu starten. Man begrüßte uns laut, und der Hauptmann lud mich sofort ein, „einen mitzusaufen", während der Feldwebel gleich meinen „Unter" mit Schnaps traktierte. Und nun passierte die zweite, ernstere Panne: Sei es, daß Genosse Lazis durch die Anstrengungen und Aufregungen der letzten Wochen etwas abgespannt war oder aber er wollte die Feinde animieren, weil sie unserem Vorhaben dann weniger gefährlich werden

konnten, jedenfalls übte der Alkohol auch auf ihn eine gewisse „belebende" Wirkung aus. Als nämlich zu fortgeschrittener Stunde einer der betrunkenen Unteroffiziere denn doch zu gemein und lautstark unsere sowjetische Heimat und ihre Kämpfer schmähte, da konnte Genosse Lazis sich nicht beherrschen, sprang auf, packte mit seinen kräftigen Pranken den Kerl am Schlafittchen und schüttelte ihn hin und her und rief im reinsten Russisch wütend: „Du Schweinehund, du verdammter Schweinehund! Wenn du jetzt nicht bald die Schnauze hältst, bringe ich dich um!"

Mir gefror das Blut in den Adern, als ich das sah und hörte, aber blitzartig kalkulierte ich alle möglichen Folgen und unsere bzw. meine Reaktionsmöglichkeiten durch. Auf alle Fälle würden wir unser Leben möglichst teuer verkaufen. Aber – dieser Kelch ging vorüber! Ich sprang auf, riß ihn zurück und schrie ihm ein deutsches Schimpfwort zu. Er kam sofort zu sich, und es passierte nichts weiter, als daß der Registratur-Hauptmann neben mir, der auch schon ganz schön geladen hatte, sich auf die Schenkel schlug und gröhlte: „Mensch, Oberleutnant, wo hast du denn den guten Russischsprecher her, der könnte ja reineweg im Führerhauptquartier dolmetschen!" Es klingt unwahrscheinlich, aber das war die ganze Reaktion. Nun ja, keiner war mehr nüchtern, und in dem allgemeinen Getose und Gejohle hatte niemand so richtig begriffen, um was es sich eigentlich handelte. Die meisten registrierten den Vorfall gar nicht. Selbst der betreffende Unteroffizier war völlig überrascht und stierte verständnislos und kopfwackelnd in die Gegend, bis er sich mit einem Plumps wieder auf seinen Stuhl sinken ließ. Aber für mich stand fest: Auftrag durchführen und dann ganz schnell weg hier. Es war ja keineswegs ausgeschlossen, daß der Hauptmann oder ein anderer am nächsten Morgen bei nüchternem Erinnern und Überlegen ein Haar in der Suppe finden könnte. Zunächst aber lief alles gut. Mein Plan, wie wir hier trotz des Postens vor der Tür wegkommen konnten, war bereits klar. Ich war nämlich schon einmal an die Tür gegangen und hatte den Posten gefragt, wo man einen Eimer Wasser herkriegen könne, um Lazis zu ernüchtern. Der Posten hatte selbst einen Eimer genommen und war die paar Schritte zum Brunnen gegangen. Er nahm es also nicht so genau. Schließlich torkelten so langsam alle in ihre Stuben, und mein Hauptmann nahm mich mit in sein Zimmer, wo ein Feldbett leer stand. Er fiel sofort in tiefen Schlaf. Auch bei Lazis klappte alles. Der Feldwebel, der sich den ganzen Abend seiner angenommen hatte, ging mit ihm auf sein Zimmer, zeigte auf sein Bett und lallte: „Hier kannst du nicht schlafen, da sind Wanzen", und ließ sich ohne weitere Bemerkung auf eben dieses Bett fallen. Wir beide trafen uns wie abgemacht im Flur wieder und gingen an die Arbeit.

Zuerst im Zimmer des Hauptmanns. Viel Zeit zum Sortieren hatten wir nicht und konnten nur eine grobe Auswahl treffen. Alles, was uns an Verschlußsachen in die Hände fiel, steckten wir uns auf den Körper. Zuletzt stopften wir im Nebenzimmer den Inhalt eines vorher verschlossenen Schreibtisches noch in unsere Feldranzen.

Wie aber nun hier raus? Die Parole kannten wir. Sie lautete „Kiew". Aber erst mußten wir an dem Posten vorbei. Lazis spielte den total Betrunkenen und stolperte als erster durch die Tür in Richtung Latrine. Nach fünf Minuten ging ich hinaus und fragte: „Haben Sie nicht meinen ‚Unter' gesehen? Der Kerl ist wohl besoffen?" Der Posten lachte und sagte: „Und wie! Er wird wohl über der Latrine hängen!" Ich sagte: „Na, da muß ich mal nachsehen, ob er nicht reingefallen ist", und machte mich davon. Wir sind heil zurückgekommen, und auch unsere Beute erwies sich als nicht ganz „ohne". Unter anderen wichtigen Dokumenten befanden sich nämlich unerwarteterweise auch einige technische Skizzen und Anweisungen über die Anwendungsmöglichkeiten besagter Gasgranaten. Das Oberkommando sah seine Vermutungen konkret bestätigt. Und als im September 1941 auf der Krim bei Kertsch die Heeresgruppe Süd Gasgranaten einsetzte, konnte die „Iswestija" sofort eine Reihe Geheimdokumente über die verbrecherische Kriegsführung der Faschisten veröffentlichen, unter anderem auch einige Dokumente, die von uns beschafft wurden. Gleichzeitig kündigte die englische Regierung über Rundfunk bei Fortsetzung des Gaskrieges wirksame Vergeltungsmaßnahmen an. So konnten die Faschisten ihre Schuld nicht als sowjetische Verleumdung abtun. Der Überraschungsvorteil war hops gegangen, so daß der Feind es sich doch anders überlegte und im weiteren die Anwendung von Gas unterließ.

Nach diesem Einsatz erhielten wir einige Tage frei, dann ging es wieder zu neuen Unternehmen. Ich erhielt um den 20. Oktober 1941 herum den Auftrag, mit drei Mann und einer Funkerin im Raum Moshaisk hinter die Front zu gehen, um das deutsche Nachrichtennetz anzuzapfen und abzuhören. Wjasma und Moshaisk waren am 13. 10. bzw. am 18. 10. gefallen, und der Frontstab wollte erkunden, welche Kräfte und Mittel des Gegners in unserem Bereich zu erwarten waren. In diesem Abschnitt war die Errichtung der Hauptwiderstandslinie für die Truppen der sowjetischen Westfront im Gange. Wir wurden durch die Front geschleust und in den Raum westlich von Dorochowo gebracht, wo wir Leitungen, die nach Moshaisk führten, anzapften. Das Anzapfen war eine riskante Sache, da die Wehrmacht natürlich ihren Überwachungsdienst hatte. Für die Übermittlung der abgehörten Nachrichten an unseren Frontstab brauchte unsere Funkerin etwa 20 Minuten Sendezeit. Auf Grund der Anpeilgefahr des Senders durfte die Sendezeit an einem Standort zwei Minuten nicht übersteigen. Wir mußten also laufend den Standort (bis 10 km) wechseln. Dazu benötigten wir fast sechs Stunden. Abgehört wurde mit wenigen Unterbrechungen eine ganze Nacht und ein halber Tag. Was

durchkam, verstanden wir nicht, es war verschlüsselt, aber wir notierten alles, und ich hatte vor allem auf die deutschen Bezeichnungen und Namen usw. zu achten. Die Entschlüsselungsfachleute im Stab beglückwünschten uns später zu unserem Erfolg. Unsere Informationen über die gegnerischen Kräftegruppierungen und die Angaben anderer ähnlicher Einsatzgruppen halfen dem sowjetischen Oberkommando, die Zuführung der Truppenteile und Verbände aus der Reserve des Hauptquartiers des Oberkommandos gezielt und geordnet durchzuführen. Eine stabile Verteidigung wurde geschaffen.

Dann kamen Kampfeinsätze mit Sprengungen und die direkte Bekämpfung von Nachschublinien in der deutschen Etappe. Immer ging alles gut, bis zu diesem 27. November. Wir 16 Männer, die wir in dieser Nacht wortkarg im Bauch eines Flugzeuges das Signal zum Absprung erwarteten, ahnten nicht, daß unser Auftrag ein Teil der Vorbereitung jener gewaltigen sowjetischen Gegenoffensive vor Moskau war, die man äußerst sorgfältig geplant und auch vor den eigenen Leuten absolut geheimgehalten hatte. Sie traf den zu einer neuen Offensive sprungbereit liegenden Feind mit voller Wucht. Bekanntlich bedeutete dies den Anfang vom Ende der Aggressoren. Aber noch war es nicht so weit, noch war Moskau tödlich bedroht, und wir wußten das. Die 3. und 4. Panzergruppe der Faschisten strebte nach der Einnahme Solnotschnogorsk am 25. November über Jachroma nördlich von Moskau dem Moskwa-Wolga-Kanal zu. Deshalb brannten wir darauf, den Faschisten wieder empfindlich eins auszuwischen: Mitten in ihrem Nachschub- und Aufmarschgebiet sollten wir einen Eisenbahnknotenpunkt, d. h. zwei Brücken und Rangiergleise in die Luft jagen und damit eine wichtige Verkehrsader lahmlegen. Wir sprangen in der Nähe der Ortschaft Jamuga, nordwestlich von Klin, ab. Ich weiß es noch wie heute. Der Sani prüfte noch einmal bei allen den Puls. Das war so üblich. Wer zu hohen Puls hatte oder gar keine Beschleunigung, der durfte nicht springen. Bei mir schlug er „vorschriftsmäßig" schneller. Ich war auch nicht zu sehr aufgeregt. Es handelte sich ja schließlich bereits um meinen fünfundzwanzigsten Einsatz hinter der Front. Da kam das Signal. Blitzschnell stürzten wir uns hinaus. Ich zog zur rechten Zeit die Leine — aber der Hauptfallschirm öffnete sich nicht. Ich zog wieder — der zweite Fallschirm öffnete sich. Aber zu spät! Rasend schnell stürzte mir die Erde entgegen. Ich konnte nur noch denken „aus". Dann verlor ich das Bewußtsein.

Ich hatte Glück im Unglück: Eine meterhohe Schneewehe hatte mich in Empfang genommen. Bauchfellriß und Fraktur beider Beine — aber ich lebte.

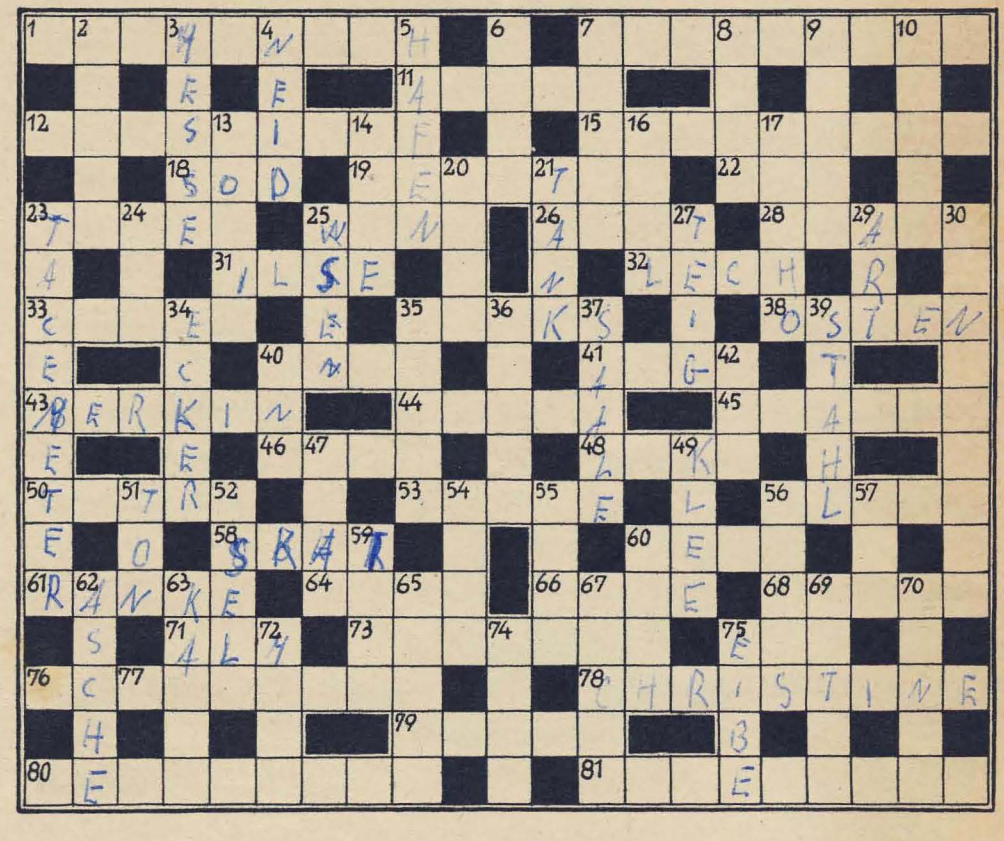
Die anderen Genossen mußten das Vorhaben ausführen. Der sowjetische Leutnant Viktor Schurikow erhielt den Auftrag, mich — koste es was es wolle — zurückzubringen. Was nun kam, das vergesse ich nie wieder. Es war bitterkalt — vielleicht erinnert sich dieser oder jener Leser des Katastrophenwinters 41/42 — meterhohe Schneewehen und ein Schneetreiben, daß man nicht zehn Schritt weit sehen konnte. Manche Tage kamen wir nur 100 Meter vorwärts. Inzwischen waren die schmerzstillenden Tabletten verbraucht. Furchtbar die Schmerzen, unbeschreiblich die heldenhafte Anstrengung dieses Leutnants, der mich auf seinem Rücken schleppte und nicht aufgeben wollte. Und jeden Moment konnten eine deutsche Feldgendarmstreife oder Truppen auftauchen. Oft bat ich, „laß mich liegen, versuche auf versprengte Rotarmisten oder auf Partisanen zu stoßen, die helfen können". Aber er wich und wankte nicht. Viktor meinte, ihn und niemanden anders habe man beauftragt, mich auf die Seite der Roten Armee zu bringen. (Diese Freundschaft hat den Krieg überdauert. Mein Retter ist heute hoher Offizier an einer Militärakademie in Moskau. Wir stehen in regelmäßiger Verbindung und fühlen uns wie Brüder verbunden.)

Nach vierzehn Tagen, am 10. Dezember, verlassen den sowjetischen Genossen endgültig die Kräfte. Es ist zu viel. Apathisch liegen wir in einem Schneeloch, südöstlich von Troizkoje. Ich habe Fieber. Da hören wir auf einmal Gerassel von Kettenfahrzeugen auf dem unweit entfernten befestigten Feldweg. Das können doch nur Faschisten sein! Krampfhaft umspanne ich den Pistolengriff. Mein Kamerad schiebt sich mit allerletzter Anstrengung aus unserem Versteck hinaus in das Schneegestöber, um nicht vom Feind überrascht zu werden. Wir wollen kämpfen bis zur letzten Patrone.

Ich bleibe allein. Eine Viertelstunde vergeht, eine halbe Stunde. Nichts rührt sich. Plötzlich lautes Sprechen — russische Laute! Glücklich sinke ich zusammen. Unvorstellbar — aber es ist wahr — vor mir stehen — Matrosen! Männer einer Marineinfanterieeinheit aus der 64. Selbständigen Schützenbrigade, die im inzwischen erfolgten Großangriff vorgestoßen sind. Ihr Regimentskommissar Wasili Iwanowitsch Tulinow veranlaßt alles Nötige. Wir sind gerettet ...

●

Wenn ich manchmal aus meinem Leben erzähle, sagen meine Freunde und Kameraden oft: „Mensch, Max, du bist ein Held." Ich weiß nicht recht, was ich dazu sagen soll. Natürlich habe ich viel erlebt. Aber ich werde nie vergessen, daß ich beim ersten Artilleriebeschuß regelrecht Angst hatte, und auch später kamen Momente, da mir recht bange zu Mute war. Ich ließ mir nie etwas merken, und in keinem Fall verlor ich die Fähigkeit, ruhigen Blutes und auftragsgemäß zu handeln. Ich vergaß nie die letzten Worte der Erklärung der Sowjetregierung vom 22. Juni 1941: „Unsere Sache ist gerecht. Wir werden siegen!" Das war mein Kompaß. Der funktioniert noch immer. Die zwanzigjährige unerschütterliche Existenz und das ständig wachsende Ansehen der DDR sind der beste Beweis dafür.



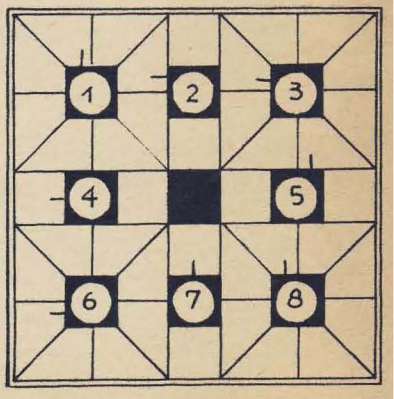
KREUZWORTRÄTSEL

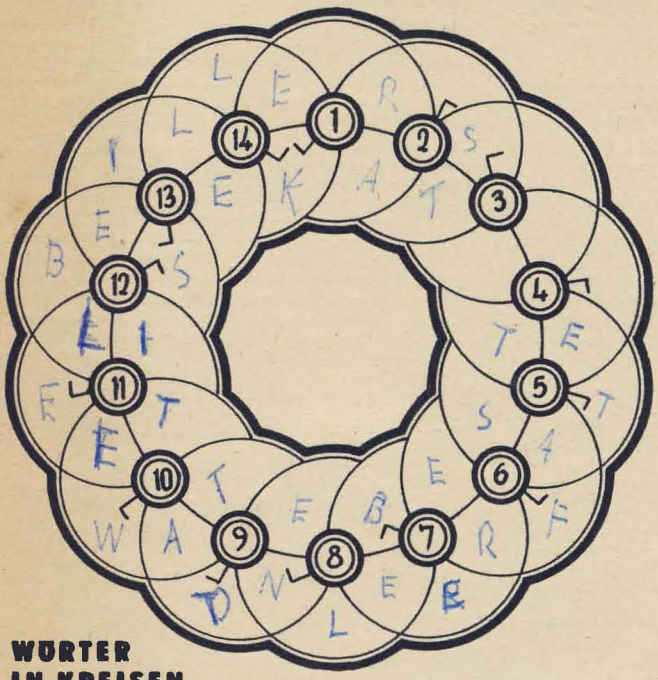
Waagerecht: 1. wissenschaftl. Erläuterung, 7. Abteilung der Deutschen Volkspolizei, 11. Harzart, 12. südfranz. Hafenstadt, 15. Lehre von der Bewegung geworfener oder geschossener Körper, 18. durch Sieden erhaltene Lösung, 19. Abnehmer eines Magnettongeräts, 22. Stadt in Holland, 23. Abschiedsgruß, 25. Spielkarte, 26. mongol. Viehzüchter, 28. Pionierlager auf der Krim, 31. Flüßchen im Harz, 32. Nebenfluß der Donau, 33. Maßeinheit des Lichtstroms, 35. Bewohner der Westpyrenäen, 38. Himmelsrichtung, 40. Hafenmauer, 41. schweizer. Voralpenmassiv, 43. europ. Hauptstadt, 44. Mißbilligung, 45. sportl. Geschicklichkeitsprüfung im Kanu- und Skisport, 46. Sekretär Ciceros, 48. Wasserpflanze, 50. Teil der Karpaten, 53. Straußenvogel, 56. vielseitiger Kunststoff, 58. deutsche Spielkarte, 60. Nebenfluß der Wolga, 61. Organ der Kletterpflanze, 64. Sinnesorgan, 66. Getreideart, 68. Ostseebad, 71. Bergweide, 73. bauchige Flasche, 75. Aggregatzustand des Wassers, 76. Führer der deutschen Arbeiter, Lehrer (1890–1944), 77. Leiter des Tanzorchesters des DFF, 78. weibl. Vorname, 79. Stadt im Bez. Suhl, 80. Entfernungsmesser.

Senkrecht: 2. Stadt in Japan, 3. Großmarkt, 4. Mißgunst, 5. offener Ankerplatz, 6. Schiffstau, 7. Koffermaterial, 8. Laubbaum, 9. Fluß zur Nordsee, 10. deutscher revol. Dichter, 13. Stadt in Schleswig-Holstein, 14. Name der Elbe in der ČSSR, 16. See in der Sowjetunion, 17. Staat der USA, 20. Stadt in Griechenland, 21. Flüssigkeitsbehälter, 23. elektr. Spannungsmesser, 24. poln. utop. Schriftsteller, 25. europ. Hauptstadt, 27. Backmasse, 29. Handlung, 30. Teilgebiet der Mechanik, 34. Frucht der Buche, 35. Baustoff, 36. ostfranz. Stadt, 37. Fluß in Thüringen, 39. schmiedbares Metall, 40. soldat. Tugend, 42. Nebenfluß der Aller, 47. nordspan. Stadt, 49. Grünfutter, 51. Erdart, 52. weibl. Vorname, 54. Erfinder des Gasglühlichts, 55. Ansiedlung, 56. europ. Hauptstadt, 57. Nebenfluß des Rheins, 59. alkoh. Getränk aus Reis, 60. Grundbalken des Schiffes, 62. Verbrennungsrückstand, 63. mehrstimmiges Gesangsstück, 65. chem. Kampfstoff, 67. Drehung des Balles, 69. Laubbaum, 70. Nebenfluß der Rhone, 72. Vorhaben, 74. Stadt an der Elbe, 75. Nadelbaum.

FLIESENRÄTSEL

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und laufen in Uhrzeigerrichtung um das Zahlenfeld.
1. Land der 1000 Seen, 2. Ringergriff, 3. Seemannseintopfgericht, 4. Flugkörper, 5. Kanton in der Schweiz, 6. Soldat der Geschützbedienung, 7. Bad auf Rügen, 8. Stadt in Frankreich.





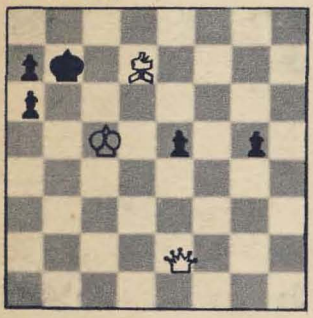
WÖRTER IN KREISEN

Die zu suchenden Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in angegebener Richtung um das Zahlenfeld.

1. Halsteil, 2. Singvogel, 3. Nebenfluß der Theiß, 4. männlicher Vorname, 5. Klavierteil, 6. Födchen, Textilgrundstoff, 7. Strauchfrucht, 8. Niederschlag, Dunst, 9. Tatsachen, Angaben, 10. Verbandsmaterial, 11. Auswahl, Auslese, 12. Wortteil, 13. innerer Strang bei Kabeln, 14. Maurerwerkzeug.

Bei richtiger Lösung nennen die Buchstaben der Außenfelder – bei 1 beginnend und in Uhrzeigerrichtung gelesen – einen militärischen Dienstgrad.

SCHACH



Matt in drei Zügen (O. Würzburg)

IM VERSTECK

Friesen – Kondensmilch – Liebelei – Rabe – Real – Leinwand – Kannstadt – Türkei – Kanonenschlag – Luftkriegführung – Revolver – Hindernis – Adern.

Jedem dieser Wörter ist eine Silbe zu entnehmen. Aneinandergereiht ergeben sie einen Satz aus der Rede W. Ulbrichts vor Absolventen der Militärakademien.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben a – bar – bi – do – don – fri – gam – gen – grim – i – i – i – in – is – ka – ka – ke – ke – land – lon – mus – ne – pe – per – ra – ri – rin – ru – run – rus – se – te – te – ter – to – tor – tur – un – vall – ves sind Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Namen der höchsten Auszeichnung in der Polnischen Armee.

1. ASK-Ringer, 2. span. Arbeiterführerin, 3. reaktives Geschoß, 4. Stadt in der VR Polen, 5. Staat des Warschauer Vertrages, 6. Waffe der Seekriegführung, 7. europ. Inselstaat, 8. altes Luntenschloßgewehr, 9. ungar. Omnibustyp, 10. nordamerikan. Schriftsteller, 11. Name des Wolfes in der Fabel, 12. Kraftmaschine, 13. Erdteil, 14. Sportart, 15. Zeitspanne, Zwischenraum.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 3/1969

SILBENRÄTSEL. 1. Sextant, 2. Computer, 3. Wigwam, 4. Afrika, 5. Rückborn, 6. Zugführer, 7. Expander, 8. Kompanie, 9. Attrappe, 10. Trikolore, 11. Zitadelle, 12. Elfmeter, 13. Norwegen. – „Schwarze Katzen".

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Pontonier, 7. Ladogasee, 11. Enugu, 12. Beregowoi, 16. Makarenko, 21. Uman, 22. Phosgen, 25. Lena, 26. Dinar, 27. Reed, 28. Inka, 30. Ratte, 31. Bier, 32. Elli, 33. Niere, 35. Argon, 38. Kalif, 40. Akan, 41. Area, 43. Relais, 44. Opium, 45. Neapel, 46. Trud, 48. Urfa, 50. Illes, 53. Eiger, 56. Botew, 58. Osla, 60. Kola, 61. Emden, 63. Alte, 65. Isar, 67. Deneb, 69. Erna, 71. General, 73. Werg, 74. Turkestan, 76. Liverpool, 78. Nandu, 79. Kiellinie, 80. Trikolore. – **Senkrecht:** 2. Ode, 3. Thema, 4. Neon, 5. Reihe, 6. Kurs, 7. Lumen, 8. Opal, 9. Arena, 10. Egk, 12. Bodenfreiheit, 13. Runge, 14. Garbe, 15. Oper, 17. Anke, 18. Rerik, 19. Natal, 20. Oberfeldwebel, 23. Oder, 24. Giro, 27. Reck, 29. Alge, 34. Raabe, 35. Anode, 36. Grieg, 37. Namur, 39. Amado, 40. Ast, 42. Ana, 47. Rila, 49. Flor, 51. Leder, 52. Sonne, 54. Iden, 55. Emir, 56. Bader, 57. Tango, 59. Olga, 60. Kali, 62. Erkel, 64. Tenne, 66. Salut, 68. Erpel, 70. Asti, 72. Enns, 73. Welk, 75. Uri, 77. Ohr.

FLIESENRÄTSEL: 1. Judo, 2. Boje, 3. Abbe, 4. Tula, 5. Lore, 6. Korb, 7. Gera, 8. Loge, 9. Silo, 10. Bern, 11. Rose, 12. Sieg.

KREUZGITTER. Waagerecht: Kreta (7), Lese (2), Ried (14), Miete (21), Gera (20), Genie (10), Ina (12), Nase (3), Niet (5), ADN (24), Abert (1), Erik (19), Teint (8), Renn (16), Esel (23), Agent (15). **Senkrecht:** Kamm (11), Elegie (28), Arena (17), Legendre (9), Ede (25), Etage (6), Tentakel (13), Antike (18), Niete (26), Aetna (27), Etat (4), Ire (22).

SCHACH. Schachprovokation durch 1. Kf2! Lc1† 2. S1d2 und 1. . . . La3† 2. S3d2 matt.

Aus unserem Jahrestagskalender:

17. Mai: Tag der Wissenschaft in der Bulgarischen Volksarmee
28. Mai: Tag der sowjetischen Grenztruppen
10. Juni: Tag der polnischen Grenztruppen

●

Uber eine Million gegnerische Soldaten setzten die vietnamesischen Befreiungskämpfer in der Zeit von 1960 bis 1967 außer Gefecht und eroberten weite Teile des Landes. Der Saigoner Armee kehrten 1968 mehr als 120 000 Mann den Rücken, was Verwaltungschef Thieu offenbar zu der pessimistischen Bemerkung veranlaßte: Wenn man die FNL anerkenne, würden „über ein Viertel unserer regulären Streitkräfte und die ganze Zivilgarde sowie die Miliz desertieren. Ungefähr 400 000 Mann".

●

Zweiundzwanzig Kibbuzim (Wehrdörfer) errichten die israelischen Aggressoren im okkupierten syrischen Golan-Bergland, um jede friedliche Regelung des Nahost-Problems von vornherein zu sabotieren. Die in diesen Ortschaften angesiedelten israelischen Bürger beider Geschlechter sind militärisch straff organisiert, gut bewaffnet und werden regelmäßig an den Waffen geschult.

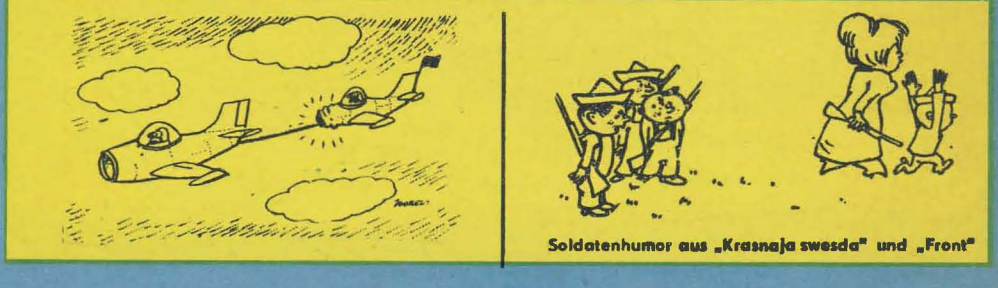
●

9 000 Starttriebwerke und 5 000 Marschtriebwerke für die Panzerabwehrlenkrakete Cobra lieferte Westdeutschland innerhalb von drei Monaten an Pakistan. Hinzu kamen neben anderem Kriegsmaterial noch Ersatzteile für verschiedene Kampfflugzeugtypen, Munition und Geräte für Funkmeßstationen.

EHRENMAL UND TECHNIKUM

Eine der eindrucksvollsten Heldengedenkstätten unseres polnischen Brudervolkes befindet sich in der Grenzstadt Zgorzelec, unmittelbar an der Oder-Neiße-Friedensgrenze.
Dieses nationale Ehrenmal ist 3200 gefallenen Angehörigen der 2. Polnischen Armee gewidmet, die unter ihrem legendären General Karol Świerczewski 1945 die Neiße überschritt, um auch nach Befreiung ihrer Heimat an der Seite der Sowjetarmee bis zur Vernichtung des deutschen Faschismus weiterzukämpfen.
Das Geviert der Gedenkstätte, auf dem 3200 steinerne Kreuze stehen, mißt 120 × 120 Meter. Breite Plattenwege sowie Steine mit den Divisions- und Regimentsnummern bzw. -namen säumen diesen Platz, in dessen Mitte sich ein Gedenkstein erhebt. Eine breite Umrandung mit 50 000 Rosenstökken schließt die Anlage ab.
Gleich neben dieser Heldengedenkstätte befindet sich ein ausgedehnter Schulneubau, mit dem es eine besondere Bewandtnis hat. Dieses Technikum für 2000 Schüler wurde gleichzeitig mit der Heldengedenkstätte am 25. Jahrestag der Polnischen Armee (12. 10. 1968) eingeweiht; und die Mittel für dieses modernste Technikum der polnischen Westgebiete — in Höhe von etwa 40 Millionen Złoty — stammen durchweg aus Spenden, die innerhalb der polnischen Bruderarmee gesammelt wurden.

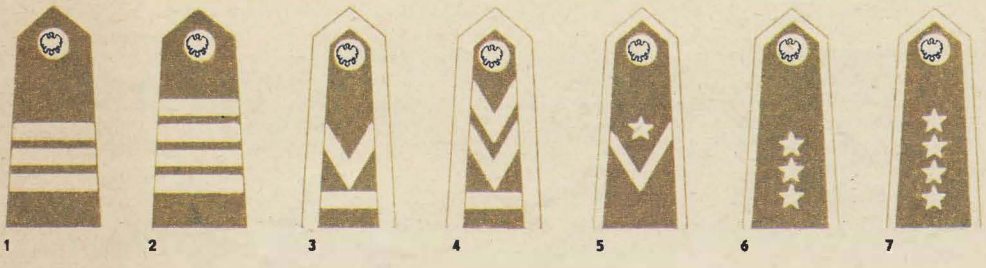
H. J.



Soldatenhumor aus „Krasnaja swesda" und „Front"

Im Jahre 1966 (Hefte 1, 3, 5, 7, 9, 11) veröffentlichten wir die Dienstgradabzeichen sozialistischer Armeen des Warschauer Vertrages. Inzwischen gab es Veränderungen bei verschiedenen Dienstgraden oder Dienstgradbezeichnungen; zum Teil kamen auch neue hinzu. Da es uns leider nicht möglich ist, in absehbarer Zeit alle Dienstgradabzeichen noch einmal zu drucken, möchten wir in den nächsten beiden Folgen des „AR-International" unsere Leser zumindest mit den Veränderungen bekannt machen.

POLNISCHE ARMEE



1 **starszy kapral**
älterer Unteroffizier

2 **plutonowy**
Unterfeldwebel

3 **sierżant sztabowy**
Stabsfeldwebel

4 **starszy sierżant sztabowy**
Stabsoberfeldwebel

5 **młodszy chorąży**
Unterfähnrich

6 **chorąży sztabowy**
Stabsfähnrich

7 **starszy chorąży sztabowy**
Stabsoberfähnrich

BEWAFFNETE KRÄFTE DER UNGARISCHEN VOLKSREPUBLIK

1 **Tizedes**
Unteroffizier (Grundwehrdienst)

2 **Szakaszvezető**
Unterfeldwebel (Grundwehrdienst)

3 **Tizedes**
Unteroffizier (längerdienend)

4 **Szakaszvezető**
Unterfeldwebel (längerdienend)

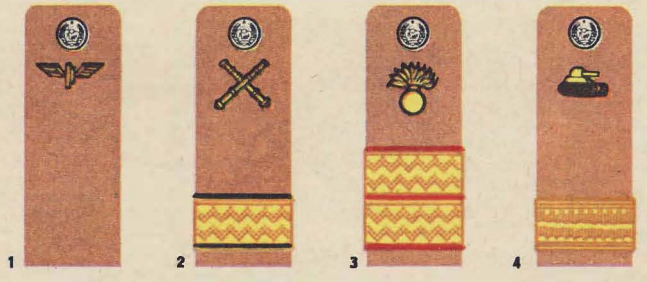
RUMÄNISCHE STREITKRÄFTE

1 **Soldat**
Soldat

2 **Soldat-fruntas**
Gefreiter

3 **Caporal**
Unteroffizier

4 **Sergent**
Unterfeldwebel



(wird fortgesetzt)

ARMEE Rundschau

HEFT 4
APRIL 1969
PREIS 1 MARK

4 Postsack
7 Oberst Richter antwortet
9 Soldaten schreiben für Soldaten
12 Elbe-Grenzer
17 Ohne Kampf kein Sieg
21 NVA-Dienstlaufbahnen
23 Gefilmt
26 Projekt Raumstation
28 Im Kampf mit Panzern
34 ... gegen jeden Feind
37 Der Indianer aus Oaxaca
42 Militärtechnische Umschau
44 Verteidiger des Stachus
48 Bitte eines Soldaten
50 Anekdoten
52 Die aktuelle Umfrage
58 Bewährung im Fahrtwind
63 Der siebente Sprung
66 Wege übers Land
72 Hecht, Salto, Mühle ...
76 DDR – unser Vaterland
78 Denn man sieht nur die im Lichte ...
84 Im Rücken des Feindes

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant ansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1055 Berlin, Postfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Federowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Oberstleutnant Janusz Szymański, Warschau; Oberst Jossif Schaulov, Sofia; Oberstleutnant Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann Rudolf Kutas, Budapest; Oberstleutnant Ion Capet, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1055 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Bezug im nichtsozialistischen Ausland (einschließlich Westdeutschland und Westberlin) über den internationalen Zeitschriftenhandel, den Deutschen Buch-Export und -Import GmbH, DDR, 701 Leipzig, Leninstr. 16, oder den Verlag. Bezug im sozialistischen Ausland nur über den zuständigen Postzeitungsvertrieb · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Gesamtherstellung: VEB INTERDRUCK III/18/97 · Gestaltung: Horst Scheffler.

Die Redaktion wurde am 1. 11. 1966 mit der „Verdienstmedaille der Nationalen Volksarmee" in Gold ausgezeichnet.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 3. Februar 1969

Fotos: Gebauer (11) Titel, S. 7, 8, 12/13, 14, 15, 16, 84; Kurzbach (1) S. 3; MBD (9) S. 21, 28, 29, 32, 34, 35, 36, 64, 65; MBD/Walzel (3) S. 30, 31, 33; Archiv (7) S. 42, 43, 57, 82, 83; Museum für deutsche Geschichte (3) S. 44/45, 46, 47; Uhlenhut (7) S. 48, 49, 58/59, 60, 61; Barkowsky (1) S. 55; DEFA/Blümel (1) S. 56; Privat (1) S. 57; Georgiev (3) S. 63, 64; Friedrich (3) S. 72/73, 74, 75; Ittenbach (1) S. 76/77; Kläppel (1) S. 89; Jähne (1) S. 92; Balinski (1) Rücktitel. Das Foto auf S. 55 zeigt die Schlagersängerin Brigitte Ahrend.

TITELBILD: Pioniere beim Verlegen von Spurbahnplatten

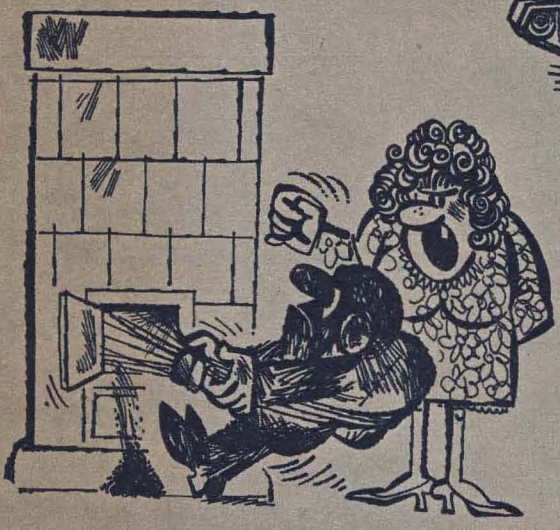
Falls Sie mal einen „dritten Mann" zum Skatspielen brauchen, könnte ich Ihnen eine charmante Frau dafür vorschlagen: Edith Haas, eine unserer beliebtesten Schlagersängerinnen, wird Sie nicht nur in jeder Form reizen, sie kann auch ganz schön contra geben! Dieses etwas unweibliche Hobby hat sie sich vor sieben Jahren angeeignet. Wenn man als einzige Frau mit einem siebzehn Mann starken Orchester nach Moskau, Leningrad, Taschkent und Tbilissi reist, ist das schließlich kein Wunder. Lange vor dem Skatspielen aber, schon in Ediths Kindertagen, wurden Musik und Sport ganz groß geschrieben. In der Schule waren es ihre Lieblingsfächer, und auch ihre Freizeit gehörte zur einen Hälfte dem Schulchor, wo sie bereits solistisch auftrat, und zur anderen der Asphaltbahn, auf der sie ihre ersten Rollschuhkunststücke ausprobierte.

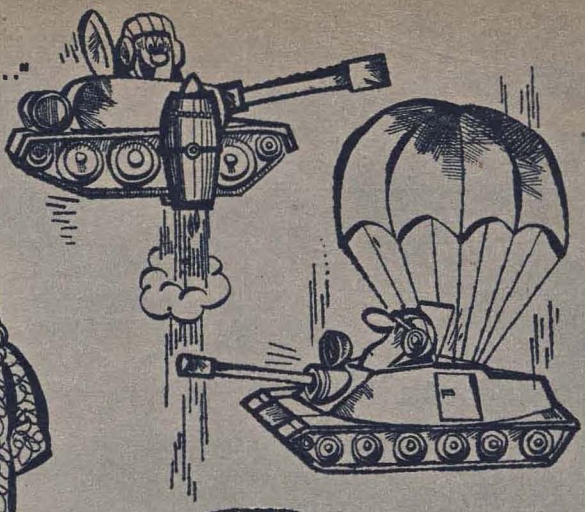
STAR-Palette

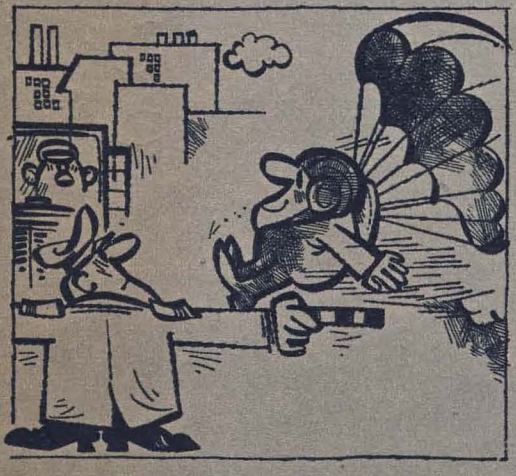
Nach einer kurzen Lehrzeit als Friseuse ging Edith als Lehrling zu einer Rollschuh-Artistengruppe. Als Artistin beim Zirkus Aeros erlebte sie eine DDR- und Ungarn-Tournee. In die Heimatstadt Leipzig zurückgekehrt, meldete sie sich zu einem Amateurwettbewerb für Schlagersänger. Mit Mut und der ihr heute noch eigenen sympathischen Natürlichkeit trat sie vors Mikrophon und holte sich den ersten Preis. Aus einer Vielzahl von Interessenten wurde Edith daraufhin für eine mehrjährige Gesangsausbildung ausgewählt, die sie mit der Note „gut" abschloß. Inzwischen ist Edith Haas als attraktive Gesangssolistin des beliebten Tanz- und Schauorchesters „Schwarz-Weiß" sowie durch Rundfunk, Schallplatte und Fernsehen überall bekannt geworden. Als Abgesandte der DDR trat sie in Berlin und Budapest beim II. Internationalen Liederfestival „Freundschaft", und zum 8. Internationalen Liederfestival 1968 in Sopot auf. „Sieh die Welt, wie sie ist" und der „Schuhmacher-Slop" waren Erfolgstitel der DDR-Schlagerwettbewerbe 1967 und 1968, und auf der Amiga-Langspielplatte vom vergangenen Oktober singt Edith „Als die Sinfonie begann".

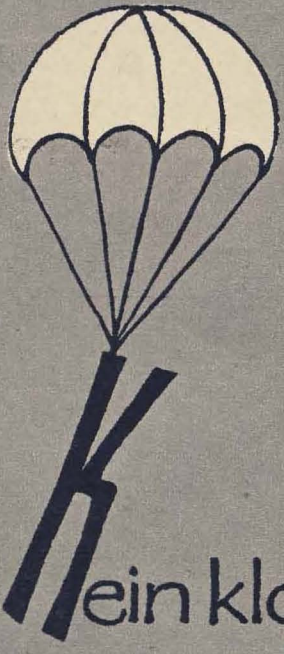
Heine

„Senkrechtstarter, mein Lieber . . ."

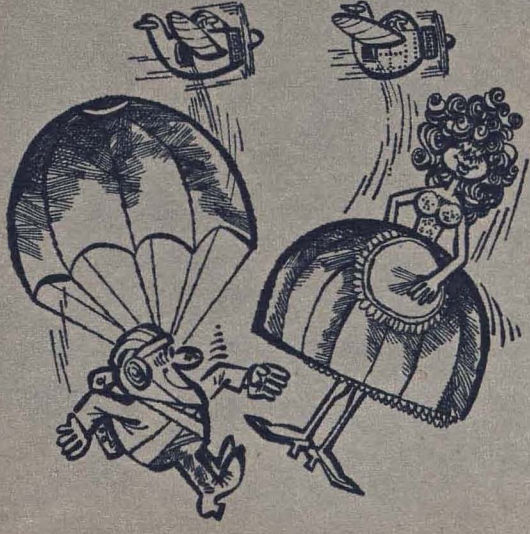








Kein klarer Fall



meint
Stabsgefreiter d. R.
Wilfried Meder